Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Unter Betheiligung

der ersten deutschen Schriftsteller

herausgegeben

von

Alfred Meißner.

XXVI. Jahrgang. 18. Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

New-York,
L. W. Schmidt.

1871.

Alles um ein Nichts.

Roman

von

Georg Köberle.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

New-York,
L. W. Schmidt.

1871.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eine Enthüllung.

„Unsre Thaten sind nur Würfe
In des Zufalls blinde Nacht;
Ob sie frommen, ob sie tödten,
Wer weiß das in seinem Schlaf?
Meinen Wurf will ich vertreten,
Aber das nicht, was er traf!“

Grillparzer, Ahnfrau.

„Nehme die Sennorina das nicht so zu Herzen“, sagte Malva zu Ottilie am Abend des mißglückten Banketts, als sie sich eben allein bei ihr im Zimmer befand. „Für die Sennorina wird Alles noch besser gehen, als es heute den Anschein hat.“

„Ich weine nicht um mich“, entgegnete Ottilie. „Ich weine über die verlorne Ehre meines Vaters und über das Schicksal meiner Mutter. Du, Malva, Du verstehst meine Thränen nicht. Was solltest Du auch

Gefühl für fremde Leiden haben, hattest Du doch keines für Dein eigenes Kind!"

„Ich kein Gefühl für mein Kind?" warf Malva mit Innigkeit ein. „Wenn die Sennorina ahnen könnte, wie tief mich's schmerzt, aus Ihrem Munde diesen Vorwurf hören zu müssen!"

Ottilie blickte einige Zeit schweigend auf Malva, ehe sie wieder begann:

„Du bist ein seltsam geartetes Wesen, Malva! Oft glaubte ich früher, daß ich Dich lieben könnte; ja ich habe Dich wohl heimlich geliebt, manchmal recht innig geliebt. Du warst stets gegen mich so gut, Du schienst meine Liebe zu verdienen. Auch jetzt noch bist Du gegen mich so gut wie früher; und doch befällt mich seit jener unseligen Mordnacht in Deiner Nähe fast ein Grauen."

„Die Sennorina hat doch nicht mich im Verdachte, an einem von jenen zwei Morden betheiligt gewesen zu sein?" fragte Malva erschrocken.

„Nein", versicherte Ottilie, „aber als jener Doppelmord ruchbar wurde und alle Welt mit Entsetzen erfüllte, bliebst Du marmorkalt, und auf Deinem Gesichte stand eher ein Ausdruck der Freude zu lesen, als der Trauer. Meine Mutter gerieth über Alma's Schicksal fast in Verzweiflung und rang weinend die

Hände. Ja, halb Puebla trauerte um das ermordete Mädchen. Nur Du, seine Mutter, hattest kein Zeichen des Schmerzes für Deine unglückliche Tochter, keine Thräne auf ihr frühes Grab! Malva, Du bist mir ein unheimliches Räthsel geworden, und wenn Du Deine unbegreifliche Kälte über Alma's Verlust vor mir nicht zu rechtfertigen vermagst, so muß ich mich zwingen, Dich in Zukunft nicht zu hassen."

Ottilie schwieg und ließ ihr Auge forschend auf Malva's Gesichte ruhen. Malva blickte sinnend vor sich hin, und schien einen schweren Kampf mit sich selbst zu kämpfen. Endlich begann sie:

„Erlaubt die Sennorina, daß ich die Thüre verschließe?"

„Warum das, Malva?"

„Ich habe der Sennorina ein Geheimniß mitzutheilen, — ein Geheimniß, das für Sie und für mich von höchster Wichtigkeit ist."

„So schließe", entgegnete Ottilie erwartungsvoll.

Nachdem Malva die Thüre fest verriegelt hatte und dann wieder näher getreten war, flüsterte sie leise:

„Alma war nicht meine Tochter."

„Und wessen Tochter war sie denn?" fiel Ottilie im Tone höchster Ueberraschung ein.

„Die Tochter unsers ärgsten Todfeindes", ver-

sicherte Malva und fuhr fort: „Höre die Sennorina mich ruhig an! Wenige Stunden ehe Sennora Dallmavi von einem Kinde entbunden worden war, hatte auch ich ein Töchterchen geboren. Ich mußte es auf hartem Lager sich selbst überlassen, um die Sennora zu bedienen, die sich allein in ihrem Schlafgemach befand und kläglich um Hilfe rief. Als sie geboren hatte, schlief sie vor Ermattung ein. Noch war mein und ihr Kind von Niemanden gesehen worden. Haß und Liebe, Haß gegen Dallmavi und Liebe für mein Töchterchen, trieben mich an, dasselbe vor dem harten Loose der Sklaverei zu retten. Ich benutzte den Augenblick, — ich verwechselte die Kinder."

„Alma also war —?

„Die Tochter des Dallmavi. Sennor Dallmavi hat sein eignes Kind erschlagen und mein Herz jubelte, als ich die ungeheure That vernahm. „Endlich, endlich", — konnte ich mir sagen, — „endlich beginnt dieser Teufel auch sein eigenes Fleisch zu zerfetzen und ich werde noch den Tag erleben, an dem ich ihn sein letztes Haar von eigenem Haupte reißen sehe und ihn heulen höre über das, was er gethan."

Malva glich, während sie dieß sprach, einer Dämonin.

Ottilie zitterte. „Und ich wäre?" wagte sie kaum hörbar zu flüstern.

„Meine Tochter“, entgegnete Malva und breitete die Arme nach ihr aus.

„Deine — Deine Tochter? Und Dallmavi, dieser mißtrauische, schlaue Kopf, hätte die Verwechslung nicht entdeckt?“

„O, die Liebe ist erfinderisch, und noch weit erfinderischer ist die Rache. Ich hatte aus Kräutern einen braunen Saft gebraut und wusch damit sein Kind. Es ward braun, braun wie ich. Und so wusch ich es täglich bis in sein sechstes Jahr. Dann überließ ich es seinem Schicksal, und dann kam allmählich seine natürliche Farbe zum Vorschein, es wurde wieder weiß, — weiß zum Schrecken dieses Satans. Dallmavi bebte, als er das Wunder bemerkte. Ich sah's und mein Herz schlug vor Freude. War schon die lebende Alma sein Schrecken, so soll jetzt die todte seine Verzweiflung werden.“

„Und an das Schicksal, das Du der schuldlosen Alma schufst, arme Mutter, — daran hast du nicht gedacht?“

„O Tochter, es giebt Verhältnisse, unter denen selbst der Allerbarmer dort oben einer Familie verzeiht, daß sie in der Namenlosigkeit ihres Jammers über das Dasein einer schuldlosen Seele hinübersprang. Als Dallmavi an mir und an Deinem Vater das

Unmenschliche verübt, schliefst Du noch unter meinem Herzen. Es war auf dem Sklavenmarkte, hier in Puebla. Wir beide wurden unter der Bedingung, daß wir nie getrennt werden dürften, an Dallmavi verkauft. Kaum waren wir in seinem Besitze, so rieß er uns auseinander. Dein Vater wagte fußfällig an ihn die schüchterne Bitte, uns das harte Sklavenloos gemeinsam tragen zu lassen. Höhnisch, mit seiner Taschenuhr spielend, hörte Dallmavi zu und rief dann lachend: „ „Schergen herbei! so viele Stockstreiche auf den Leib dieses Buben, als seine Widerspänstigkeit mir kostbare Sekunden geraubt." " So geschah es. Ich mußte Zeugin der Schmach sein, ich mußte zusehen, wie sie Deinen Vater jammervoll zerfleischten. Dann trennte man uns. Doch ehe wir schieden, thaten wir einen Schwur, den nur Gott gehört, — einen Schwur, der erst halb erfüllt ist."

Ottilie war auf das Sopha niedergesunken. Malva's Enthüllungen hatten so erschütternd auf ihre Nerven gewirkt, daß sie in diesem Augenblicke keinen Ausdruck für ihre Gefühle fand. Stumm und regungslos starrte sie ihre Mutter an.

Nach einer längeren Pause fuhr Malva fort:

„Tochter, hast Du keinen Willkomm für die Arme,

die Dich einst unter ihrem Herzen getragen und, obwohl sie selbst Sklavin bleiben mußte, Dir die goldene Freiheit zu sichern verstand? Findest Du keinen Ausdruck der Freude, daß Deine Zukunft nicht für immer an den verworfenen Namen Dallmavi gekettet bleiben muß?"

Ottilie reichte der Mutter die Hand und sah mit unaussprechbar wehmüthigem Blicke zu Ihr auf.

„Ach ja", begann sie, während ihr Auge sich mit Thränen netzte. „Von jeher konnte ich die Sennora Dallmavi nur scheu verehren; meine Liebe zog mich mehr zu Dir hin als zu derjenigen, welche ich bisher meine Mutter nennen mußte. Von jeher habe ich den Sennor Dallmavi gefürchtet und kann mich nur freuen, in ihm nicht länger meinen Vater erkennen zu müssen. Und dennoch —"

„Was hast Du, Tochter?" begann Malva ängstlich und schlang ihren Arm kosend um Ottiliens Nacken.

„Mutter!" jammerte das Mädchen. „Das kann nimmer, nimmer gut enden. Ich danke meine Freiheit einem Betruge."

„Die Strafe über mich, wenn meine That strafbar war", fiel Malva zärtlich ein. „Du, mein theures Kind, du bist rein. Nimmer wird der Himmel Dir entgelten, was Deine Mutter verbrach."

„Ach!“ jammerte Ottilie trostlos fort. „Meine Zukunft schwebt über einem entsetzlichen blutbespritzten Grab. O wäre ich nie geboren!“

„Gott der Gerechte wird Alma dort oben für das reichlich entschädigen, was ihr hier entrissen ward,“ tröstete Malva. „Du, mein Kind, kannst noch glücklich werden; Du wirst glücklich werden, wenn Du meinem Rathe folgst.“

Ottilie sah ihre Mutter ungläubig fragend an. Diese fuhr fort:

„Fasse Dich, Ottilie! Noch darf vom Inhalt unsers Gespräches Niemand im Palast eine Ahnung erhalten. Noch mußt Du fortfahren, Dallmavi's Tochter zu scheinen.“

„Das wird mir schwer werden“, erwiderte das Mädchen, während es mit dem Taschentuche die Thränen vom Gesicht abwischte. „Und doch muß ich wohl den Schein wahren, wenn ich nicht Dich vernichten will, ohne Dallmavi's wahre Tochter vom Tode wieder erwecken zu können.“

„Du wirst nicht mehr lange in Dallmavi's Nähe bleiben müssen“, begann Malva wieder, „nicht mehr lange, wenn Du thust, was Dir Dein Vater durch mich befehlen läßt.“

Ottilie blickte erwartungsvoll auf ihre Mutter, die ohne Unterbrechung fortfuhr:

„Auf dem großen Bankett sah'st Du einen jungen Mann, Namens Higaldo. Er ist aus unserm Stamm und liebt dich. Ich glaube bemerkt zu haben, daß auch Du ihm wohl gut sein könntest. Bisher wies Dallmavi seine Bewerbung um Deine Hand ab, weil er Dich zu einer Sennora Mancha erheben zu können wähnte. Der heutige Tag hat seine Hoffnungen ohne Zweifel gründlich zerstört. Er wird in Zukunft für Higaldo's Anträge vielleicht zugänglicher sein. Mache Du keine Schwierigkeiten. Higaldo ist ein edler Mann."

„Das läßt mir mein Vater sagen?"

„Ja."

„Also lebt er noch? und wo ist er?"

„Er ist — nein, bis noch vor Kurzem war er Sklave bei Sennor Eskobadi."

„Und jetzt?"

„Ist er frei. Du wirst ihn später bei Higaldo treffen."

„Und Dich?"

„Hoffe auch mich dort wieder zu finden. Wenn Alles glücklich so geht, wie ich und Dein Vater beschlossen, so wird derselbe Tag, der Dich zum Trau=

altare führt, auch mich aus den Banden der Sklaverei wieder erlösen.“

„Und kennt Higaldo meine wahre Abkunft?“

„Nein. Auch muß sie ihm noch Geheimniß bleiben, bis Dein Vater Dir erlauben wird, ihn aufzuklären.“

Ottilie fand nicht Zeit, noch eine weitere Frage zu stellen, denn in demselben Augenblicke erklang von Außen der Ruf:

„Ottilie, öffne Dein Zimmer!“

„Dallmavi selbst!“ flüsterte Malva heftig erschrocken. „Es muß etwas Wichtiges sein, das ihn so spät noch hierher führt. Nimm Dich zusammen, Kind! Wenn er Argwohn schöpfte, so wären wir Beide verloren.“

Ottilie schloß mit zitternder Hand die Thür auf. Dallmavi trat ein.

„Entferne Dich, Malva!“ herrschte er gegen die Sklavin, die in demüthig gebeugter Stellung sich bereits an eine Seitenwand zurückgezogen hatte.

Malva verließ hastig das Zimmer.

„Deine Augen sind verweint“, fuhr Dallmavi gegen Ottilie, sie scharf anblickend, fort: „Warum hast Du geweint?“

„Welche Tochter vermöchte sich der Thränen zu

enthalten, sieht sie der Gastfreundschaft ihres Vaters so unwürdig begegnet, wie heute dem Sennor Dallmavi begegnet wurde!"

Ottilie verhüllte, während sie dieß sprach, schluchzend ihr Gesicht mit dem Taschentuche.

„Sie fühlt den Schimpf", dachte Dallmavi im Stillen für sich hin. „Sie nimmt Partei für mich, das ist die Stimme der Natur. Sie muß doch meine wahre leibliche Tochter sein und Mathildens Traum war nichts, als die Ausgeburt einer kranken Phantasie."

Er ergriff Ottiliens Hand:

„Du bist ein gutes Kind und sollst dafür belohnt werden. Sieh, Dein Vater kommt noch so spät, um Dir eine frohe Nachricht zu bringen. Ich weiß, Du liebst den Sennor Higaldo. Bis heute widerstand ich Deiner Neigung, weil ich Dich höher stellen wollte. Jetzt gab ich meine Pläne auf. Morgen erhält Higaldo mein Jawort zu Eurem Herzensbunde."

„Diese unerwartete Güte, Sennore", stammelte Ottilie.

„Entsprang der Absicht Deines Vaters, sein Kind glücklich zu wissen," fiel Dallmavi ein und fuhr fort:

„Theile meine Sinnesänderung Deiner Mutter noch heute mit! Die Vorbereitungen sollen rasch getroffen

werden. Ich will, daß eure Hochzeit schon in zwei Wochen stattfinde. Und dann —"

Er hielt plötzlich inne.

„Dann?" wiederholte Ottilie gespannt.

„Dann", fuhr Dallmavi ausweichend fort, — „dann werden wir besprechen, was weiter geschehen soll. Für heute: gute Nacht!"

„Gute Nacht, Vater!"

Dallmavi entfernte sich rasch. Ottilie sank auf das Sopha und suchte jetzt vor Allem zuerst die Verwirrung zu bewältigen, in welche ihr Köpfchen durch Malva's so ungeahnte Enthüllungen geschleudert worden war.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Besuch.

„— — Ein Abschiedswort zu sagen,
Ziemt dem, der noch ein Herz im Busen trägt."
Tiedge.

Am Morgen nach den eben geschilderten Begebenheiten verließ Dallmavi mit seinem Sohne in aller Stille und für die Dauer einer Woche Puebla, um, wie er dunkel andeutete, ein Geschäft für Maurizio abzuschließen. Mathilde hatte vorher noch von ihm den Auftrag erhalten, in seiner Abwesenheit die Ausstattung für Ottilie zu besorgen, deren Vermählung mit Higaldo unmittelbar nach seiner Rückkehr stattfinden sollte. Sie war eben mit Ausführung dieses Auftrags vollauf beschäftigt, als sich ein Fremder bei ihr anmelden ließ, der aus den Vereinigten Staaten komme

und die Sennora in dringenden Familienangelegenheiten zu sprechen habe.

„Aus den Vereinigten Staaten? Und in Familienangelegenheiten?" rief Mathilde in freudiger Ueberraschung aus. „Malva, führe den Herrn in meinen Salon! Ich werde sogleich erscheinen."

Hastig ordnete Mathilde ihre Toilette. Ihr Herz klopfte fast hörbar. Welche Neuigkeit sollte sie wohl von dem unbekannten Gaste erfahren, der in Familienangelegenheiten zu ihr nach Puebla kam? Mathildens Mutter stammte, wie wir uns noch aus dem ersten Buche dieser Erzählung erinnern, aus den Vereinigten Staaten. Mathilde selbst war aber, namentlich da Dallmavi sich dieser Angelegenheit nie ernstlich angenommen, bisher außer Stande gewesen, über ihre Großeltern und über deren etwa noch lebende Nachkommen erfolgreiche Erkundigungen einzuziehen. Sollte ihr jetzt vielleicht der angemeldete Gast alle die Fragen lösen können, die wir sie schon früher einmal aufwerfen hörten und die sie sich seither in trostloser Einsamkeit noch oft wiederholt hatte? Sollte sie in ihm vielleicht gar einen lieben Verwandten finden, gegen den sie sich offen über ihre Lage aussprechen konnte? Ihr Herz wallte höher und höher vor freudiger Erwartung.

Die arme Frau des hundertfachen Millionärs

hatte ja, seit Fiore aus ihrer Nähe gerissen worden war, keine wahrhaft befreundete Seele mehr um sich gehabt, kein theilnehmendes Herz mehr, dem sie all das unnennbare Leid, das sie drückte, hätte mittheilen können. Seit mehr als zwanzig Jahren war dieser so unerhoffte Besuch der erste wirklich dunstlose Lichtstrahl in ihr so traurig vereinsamtes Dasein, und so trat sie denn froher Hoffnungen voll zum Empfange ihres Gastes in den Salon ein.

Sie traf dort einen stattlichen Mann, der ungefähr in Dallmavi's Alter stehen mochte. Sein blühendes Aussehen ließ ihn jedoch um viele Jahre jünger erscheinen und schon seine ersten Worte verriethen, daß er Bildung und gefällige Manieren besitze.

Nachdem die gegenseitige Begrüßung vorüber war und der Gast auf Mathildens Einladung sich gesetzt hatte, begann dieser:

„Ich bin im Besitze wichtiger Nachrichten für eine Dame, deren Mutter aus der Farm Milfers am Delaware stammt. Wenn ich mich nicht irre, so darf ich mich der Hoffnung hingeben, in Ihnen, Sennora, diese Dame gefunden zu haben.“

„Meine Mutter stammte allerdings von den Ufern des Delaware her“, entgegnete Mathilde.

„Aus Milfers?“

„Den Ort wo sie geboren war, konnte ich nie erfahren, und ebenso wenig den Familiennamen meiner Großeltern. Leider besitze ich über meine Abstammung überhaupt nur fragmentarische, mir selbst unklare Andeutungen."

„Um also die zweifellose Identität Ihrer Person mit der von mir gesuchten Dame zu ermitteln, bitte ich um die Erlaubniß, noch einige Fragen an Sie richten zu dürfen."

„Mit Vergnügen, mein verehrter Gast, werde ich Ihre Fragen beantworten."

„Nun denn, wie war der Name Ihres Vaters?"

„Maurizio Alimonti."

„Das trifft. Der Vorname Ihrer Mutter?"

„Anna."

„Das trifft ebenfalls. Und in welchem Jahre vermählte sich Anna mit dem Sennore Maurizio Alimonti?"

„Im Jahre 1783."

„Auch das trifft. Und so hätte ich denn endlich nach langem, mühevollem Suchen die Dame gefunden, der ich meine Nachrichten zu eröffnen habe. Hören Sie! Ich bin kein Einwohner dieses Erdtheils. Meine Heimat liegt jenseits des Oceans, in Schwaben. Vor etwa achtzig Jahren, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wanderte ein Bruder meines Großvaters nach

Nordamerika aus. Die letzte Nachricht, die seine Familie von ihm erhielt, datirt aus dem Jahre 1786, und lautete, daß es ihm auf seiner Farm Milfers am Delaware gut ergehe, daß aber seine einzige Tochter Anna gegen seinen Willen einen Spanier, Namens Maurizio Alimonti, geheirathet und sich mit ihrem Gatten im Innern von Mexiko unweit der tlaskalischen Hauptstadt Puebla angesiedelt habe."

„Also sind Sie mein Verwandter?" fiel Mathilde freudig ein und reichte ihm die Hand entgegen.

„Unter Ihren noch lebenden Verwandten von mütterlicher Seite bin ich der nächste", entgegnete der Fremde, den Handschlag herzlich erwidernd. Dann fuhr er, ohne sich weiter unterbrechen zu lassen, in seiner Erzählung eifrig fort: „Obwohl meine Familie noch einige Male an den Großonkel schrieb, erhielten wir doch nie mehr eine Antwort. In diesem Jahre nun führte eine zu wissenschaftlichen Zwecken unternommene Reise mich durch die Freistaaten von Nordamerika und ich versäumte nicht, bei dieser Gelegenheit auch die Farm Milfers am Delaware aufzusuchen. Mein Großonkel, Ihr Großvater, ist dort vor sechszehn Jahren in hohem Alter gestorben. Er hinterließ ein Vermögen von zweimalhunderttausend Dollars und ein Testament, in welchem die Nachkommen seiner einzigen Tochter

Anna in Mexiko oder, falls diese ohne Nachkommenschaft geblieben sein sollte, die Nachkommen seines Bruders in Schwaben zu Universalerben eingesetzt sind."

„Mein Gott", fiel Mathilde tief gerührt ihm ins Wort, „Geld und Testament sind Nebensache. Wenn Sie wollen, so nehmen Sie die Erbschaft meines Großvaters und bleiben Sie mir dafür ein lieber Verwandter! Ich bin reich an Geld, aber arm an Freunden."

„Sie scheinen nicht glücklich zu sein, Sennora", entgegnete der Fremde bestürzt.

Mathilde seufzte und schwieg.

Während der dadurch entstandenen Pause fiel das Auge des Fremden zufällig auf ein an der Wand hängendes Bild. Er starrte dasselbe mit dem Ausdrucke höchster Ueberraschung an und flüsterte dann unwillkürlich halb für sich hin:

„Welch auffallende Aehnlichkeit!"

„Es ist das Portrait meines Gemahls", bemerkte Mathilde erklärend. „So sah er aus, als ich vor fünfundzwanzig Jahren mich von ihm zum Traualtare führen ließ."

„Das Portrait Ihres Gemahls?" wiederholte der Fremde im Tone noch größerer Ueberraschung. „Und führte Ihr Herr Gemahl von jeher den Namen Dallmavi?"

„Erst seit er sich in Puebla naturalisiren ließ.“

„Er ist also kein eingeborner Mexikaner? Wohl gar ein Landsmann von mir und hieß in seiner Heimat Julius — Julius Dallmer?“

„Das ist in der That sein ursprünglicher Name. Sie kennen ihn?“

„O, jetzt verstehe ich Ihren vorigen Seufzer auf meine Frage nach dem Glücke Ihrer Ehe. Arme Frau! Jetzt kenne ich auch Sie selbst und Ihre Vergangenheit, obgleich wir uns heute zum ersten Mal persönlich begegnen. Seit Sie die Inselstadt im schönen schwäbischen Meer verließen, haben Sie wohl die Aufschlüsse schwer bestätigt gefunden, die Ihnen unter Verflechtung meines Namens dort von einem edeln Freunde ertheilt, aber von Ihnen nicht geglaubt worden waren!“

„Aufschlüsse unter Verflechtung Ihres Namens? Ihr Name lautet?“

„Ganz so, wie der Ihres Großvaters.“

„Den Sie mir noch nicht genannt haben!“

„Ja so! Ihr Großvater hieß Karl Balduin.“

Mathilde sah ihren Vetter mit einem Ausdrucke an, in welchem zugleich Freude und Beschämung zu lesen waren.

„Sie sind also“, stotterte sie und ließ den Blick verlegen zu Boden senken, „Sie sind ein Jugendfreund

meines Gatten, sind eben derselbe Doctor Karl Balduin, der sich in Bad Schachen von Julius Dallmer lossagte, als dieser mit Eskobadi abschloß?"

„Eben derselbe, mein unglückliches Bäschen. Hätten wir uns schon damals gefunden, so wäre Ihre Zukunft anders geworden."

„Ach, warum suchten Sie mich nicht schon damals auf, warum gaben Sie sich mir nicht schon damals als Vetter zu erkennen?"

„Wie hätte ich damals ahnen können, daß unter dem Namen Frau Waller, den Ihre Mutter führte, Alimonti's Wittwe verborgen sei? Wie hätte ich damals in der Tochter einer Frau Waller die Enkelin meines Großoheims entdecken können?"

Mathilde seufzte.

„Sie haben recht", sagte sie wehmüthig. „Vergebe der Himmel meiner Mutter, daß der Betrug, den sie sogar an ihrem eigenen Namen verübte, so verhängnißvoll für ihre Tochter werden mußte!"

Sie ergriff Balduin's Hand und fuhr fort:

„Der Schmerz um mein verlorenes Dasein riß mich zu ungerechten Vorwürfen gegen den theuern Verwandten hin, dessen Gegenwart mein Herz in seinen innersten Falten mit Jubel begrüßt. Balduin, ach, wenn Sie ganz in die Tiefe meines Jammers hineinschauen

könnten, so würde mein Elend mir Ihre Verzeihung für mein Vergehen erwirken."

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, liebe Base, denn ich verstehe und fühle Ihren Schmerz", tröstete Balduin in einem Ton, in welchem sich die ganze Innigkeit und Theilnahme eines wahren Freundes spiegelte.

Heiße Thränen rannen über Mathildens erbleichte Wangen herab, während sie fortfuhr: „Als ich bald nach dem Tode meiner Mutter zu einigem Vermögen gekommen war, eilte ich dem Geliebten in der Hoffnung nach, ihn von unseligen Entschlüssen abzubringen, die Sünden meiner Eltern zu sühnen, mein Vaterland und meine Familie aufzusuchen. Es waren vier schöne Hoffnungen, die allein mir den Muth leihen konnten, ohne Begleitung, einen unmündigen Säugling im Arm, die Reise über den Ocean herüber und durch ein wegloses barbarisches Land hierher zu wagen. Ich fand in Eskobadi's Thal Dallmer als Sklaven wieder. Mit Gefahr meines Lebens, aus welcher die treue Hilfe einer Sklavin mich rettete, die mir später eine theure Freundin wurde, kämpfte ich ihn frei. Er schien geheilt und für ein besseres Leben gewonnen zu sein. Ich glaubte seinen Schwüren, ich vertraute ihm mein Vermögen an, ich reichte ihm vor dem Altare die Hand zum ewigen Herzensbunde. Da —"

Die Thränen erstickten ihre Stimme. Erst nach längerer Pause, während welcher Balduin den Blick mit schmerzlicher Theilnahme schweigend auf ihr ruhen ließ, fuhr sie wieder fort:

„Da sah ich durch Dallmer eine meiner Hoffnungen nach der andern geknickt, bis mir endlich nichts mehr blieb, — nichts, als ein Gefängniß.“

„Ein Gefängniß?“

„Ja, ein Gefängniß! Die Freundin ward mir auf noch unaufgeklärte Art gestohlen. Ich besaß nur noch den kleinen Maurizio und ein Mädchen, welches vor der Welt für mein Kind gilt. Die zwei Kleinen dem ansteckenden Beispiele des Vaters zu entziehen, entschloß ich mich zur Flucht. Mein Vorhaben wurde durch Verrath zu früh entdeckt. Dallmer schleppte mich mit den Kindern in seinen Palast zurück, entriß Maurizio meiner mütterlichen Pflege, und hielt mich lange, lange Jahre hindurch unter strenger Bewachung als Gefangene fest.“

„Und Sie suchten gegen solche Behandlung nicht Schutz bei den Gerichten?“

„Schutz des Unterdrückten gegen den Unterdrücker in Puebla? Vetter, Sie kennen den Boden nicht, auf dem Tlaskala's republikanische Verfassung wurzelt.“

Ein bitteres Lächeln spielte um Mathildens bleiche Lippen, während sie dieß sprach. Sie fuhr fort:

„O das war noch nicht das Aergste. Nach mehr als zehnjähriger Gefangenschaft änderte Dallmer plötzlich seinen Sinn. Er begann jetzt ungeheuern Aufwand zu machen und zwang mich unter fürchterlichen Drohungen, vor seinen wüsten Gästen die Rolle der glücklichen Gattin zu spielen. Ich durfte jetzt auch meinen Maurizio wiedersehen, der inzwischen zum Manne herangewachsen und unter Dallmers Anleitung noch entmenschter als sein Vater geworden war. Ich sah ihn und meine Tochter —"

Abermals erstickte ein Strom von Thränen ihre Stimme.

„Ihre Tochter?" fragte Balduin nach einer Weile, als er sah, daß Mathilde sich wieder erholt hatte und dennoch in ihrer Erzählung nicht fortfuhr.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das klar machen soll", begann sie langsam wieder. „Ist es mir selbst doch nie klar geworden! Ein Mädchen, das alle äußern Zeichen einer Mestizin an sich trägt, geht im Palaste als meine Tochter herum; und eine Jungfrau, welche vielleicht meine Tochter war, wurde vor wenigen Wochen von Dallmer erdolcht."

„Grauenvoll!" stöhnte Balduin aus tiefer Brust. „Ihr Gatte ein Ungeheuer, Ihr Sohn nichts Besseres,

Ihre Tochter ermordet! Arme, arme Mathilde! Und Sie vermögen dieß Loos zu ertragen?"

„Längst schon flehte ich den Himmel um meinen Tod, aber er ließ mich leben. Längst graut mir vor Dallmer's Nähe und dennoch fand ich nicht den Muth, nochmal an den Banden zu rütteln, die mich an ihn fesseln. Zu schwer trafen mich die Folgen meines ersten Fluchtversuches. Mein Sinn ist geschwächt, meine Kraft gebrochen. Vetter, rathen Sie mir, wenn noch Rath zu finden ist! Helfen Sie mir, wenn es für mich noch Hilfe gibt!"

„Das will ich, so wahr ich ein ehrliches deutsches Herz besitze", versicherte Balduin und ergriff Mathildens Hand. „Sie müssen fort aus Puebla, fort aus der Luft, die Ihr Gatte athmet! Und das noch heute!"

„So schnell?"

„Dallmer ist, wie ich höre, auf einige Tage verreist, die Gelegenheit also günstig. Ehe er Ihre Flucht erfährt, können wir schon über der Grenze sein. Oder erschreckt Sie mein Vorschlag? Hält irgend eine Pflicht Sie noch in Puebla zurück?"

„Keine."

„Nun, dann treten wir ohne Säumen die Reise an."

„Es sei! Gehe ich auch keinem neuen Lebensfrühling entgegen, so doch vielleicht einem ruhigen Lebensherbste. Sogleich werde ich reisefertig sein."

Mit diesen Worten wollte Mathilde sich durch eine Seitenthüre eilig entfernen.

„Wohin noch, Base?“ fragte Balduin.

„Rasch in mein Boudoir und an die Kasse, um mich mit dem Nothwendigsten zu versehen“, entgegnete Mathilde.

„Das könnte vielleicht unsere Flucht erschweren und würde kaum zur Ruhe Ihrer Zukunft beitragen. An Gütern, die hier erworben wurden, haftet kein Segen. Nehmen Sie aus diesem Palaste nichts mit sich, nichts als das Kleid, das Sie auf Ihrem Leibe tragen! Das Erbe von Ihrem Großvater, das ehrlich erworben ward, wird für Ihre Bedürfnisse genügen.“

„Dieß Erbe schenkte ich ja Ihnen.“

„Ich aber nehme es nicht an. Sie bedürfen desselben dringender, als ich.“

„Sind Sie so reich?“

Balduin zuckte die Achseln.

„Ich habe ein Brodfach erlernt“, sagte er. „In meiner Heimat nennt man mich einen Gelehrten.“

„Das heißt: Sie sind arm. Nun wohl, wir werden uns über die Verlassenschaft einigen. Sie sind ein edler Mann, ich folge Ihnen blind.“

Beide wendeten sich gegen die Thüre. Unter derselben hielt Mathilde nochmal inne:

„Sollte ich nicht an Dallmer einige Abschiedszeilen zurücklassen?“

„Das mögen Sie thun, wenn Ihr Herz Sie dazu drängt“, erwiderte Balduin.

Mathilde setzte sich an einen Tisch und schrieb die kurzen Worte:

„Julius! Wir treffen uns einst zur Abrechnung vor Gottes ewigem Richterstuhle. Nütze die Dir noch übrige Spanne Leben, daß Du dort bestehen mögest. Hier auf Erden sehen wir uns nie wieder.

Mathilde.“

Sie couvertirte das Blatt, siegelte und adressirte: „Sennore Dallmavi, Puebla.“ Dann stützte sie den Kopf auf die Hand und starrte auf den geschlossenen Brief.

„Julius“, lispelten ihre Lippen kaum hörbar vor sich hin, „Dein Name ist unter diesem Blatt begraben und komme nie mehr über meine Lippen. Wir scheiden nicht erst heute, wir waren längst geschieden. Du zerstörtest die Ideale meiner Jugend, Du vergiftetest mein Leben und die Seele meines Sohnes, Du erstachst — nein! ich will Dir deßhalb nicht fluchen, ich überlasse Dich dem Arm des höhern Richters.“

Dann ließ sie den Brief auf den Tisch zurückgleiten und wendete sich gegen Balduin:

„Er mag mein Abschiedswort hier finden, wenn er zurückkehrt. Ach, Vetter, mir ist so seltsam zu Muthe. Ich sollte mich freuen, und doch ist mein Herz so voll Wehmuth, daß es zerspringen möchte."

„Mathilde!"

„O, ich gehe gern mit Ihnen; aber das verlorene Dasein, das hinter mir liegt, werde ich nie, nie vergessen können. Seit mehr als zwanzig Jahren ist es heute das erste Mal, daß ich wieder einem Menschen gegenüberstehe, mit dem ich offen sprechen darf, das erste Mal, seit Fiore mir entrissen ward —"

„Fiore?" fiel Balduin ein. „Ist das der Name Ihrer Freundin, von der Sie vorhin sprachen? War sie eine Negerin?"

„Ich hatte sie", erwiderte Mathilde und neigte bejahend den Kopf, „ich hatte sie aus der Sklaverei losgekauft, weil ich und Dallmer durch ihre Klugheit aus Eskobadi's Klauen befreit worden waren. Eines Tages sendete Dallmer sie mit einem Briefe in die Stadt. Sie kehrte nicht wieder zurück und man sagte mir, daß sie Räubern in die Hände gefallen und mit ihnen spurlos verschwunden sei."

„Mit Räubern spurlos verschwunden? Nein, Mathilde! Dallmer selbst hatte sie in Charleston auf offenem Markte durch einen seiner Agenten verkauft. Kürzlich

kam ich durch jene Stadt. Ich erkrankte dort im Hause eines Kaufmanns, dem ich empfohlen war. Man theilte mir zur Bedienung eine Schwarze zu, deren sorglicher Pflege ich's zu danken habe, daß ich dem Fieber nicht erlag."

„Und jene Schwarze wäre meine Fiore gewesen?" fiel Mathilde aufflammend ein.

„Ihr Name hieß Fiore", versicherte Balduin. „Sie erzählte mir ihr Schicksal, und obgleich ich ihre Aussprache der mexikanischen Namen nicht verstand, so stimmen doch die Thatsachen mit dem, was Sie eben erzählten so genau überein, daß kaum eine Verwechslung möglich ist."

Mathilde sprang von ihrem Stuhle auf.

„Fiore lebt?" sagte sie und ihr Herz wallte hoch auf vor Freude. „Fort, fort nach Charleston zu ihr! Ich erlöse sie zum zweiten Male aus ihren Banden und nie, nie mehr soll sie von mir scheiden. An ihrer Seite kann ich vielleicht mich nochmal meines Lebens freuen, denn sie, sie wird mein Herz verstehen."

Beide verließen eilig und ohne von der Dienerschaft bemerkt zu werden, den Dallmavi'schen Palast, um die Reise sogleich anzutreten. Wir begleiten sie mit unsern besten Wünschen, daß diese zweite Flucht glücklicher enden möge, als die erste geendet hatte.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Bezahlt!

„Bös ist die Frucht der bösen Saat.
Nicht eint sich mehr, was so zerriß!
Wer Pflicht und Recht mit Füßen trat,
Den faßt die Nemesis.“
Eberhard, vermischte Gedichte.

Die zwei Flüchtlinge hatten Puebla schon einige Meilen weit hinter sich, ehe der Dienerschaft im Dallmavi'schen Palaste Mathildens Abwesenheit auffiel. Erst als die Nacht hereinbrach und die Sennora immer noch nicht zurückkehrte, begann das Gesinde um seine Herrin besorgt zu werden. Es durchsuchte zuerst alle Gänge und Verstecke des Parkes und dann die Straßen von Puebla, ohne eine Spur der Verschwundenen entdecken zu können.

Da herrschte unter der Dienerschaft große Bestürzung, die sich noch durch die Furcht vor Dallmavi steigerte, als Ottilie im Salon Mathildens hinterlassenen Brief fand und Malva beim Anblicke desselben erschrocken ausrief:

„Jetzt errathe ich Alles. Unsere Herrin ist entflohen und nimmt in diesem Briefe Abschied von ihrem Gatten."

Die Angst vor dem bevorstehenden Ungewitter ließ Niemanden im Palaste schlafen. Jedes zitterte bei dem Gedanken, vielleicht das Erste zu sein, über welches der verlassene Ehemann seine Wuth ergießen werde.

Am zweitfolgenden Tage kehrten Dallmavi und Maurizio von ihrer Reise wieder zurück. Die Bestürzung, mit der sie vom Gesinde empfangen wurden, konnte ihnen schon aus der Ferne nicht entgehen.

„Was ist in meiner Abwesenheit vorgefallen?" fragte Dallmavi, als er näher getreten war und die niedergeschlagenen Gesichter sah. „Was ist so Ungeheuerliches vorgefallen, daß Ihr Alle wie schlotternde Gebeine mich umsteht?"

Ottilie, welche eben zur Begrüßung über die Treppe herabeilte, ergriff für die Zitternden das Wort:

„Ach Vater, die Sennora Madre ist verschwunden."

„Meine Frau verschwunden?“ entgegnete Dallmavi in farblosem Tone. Ottilie fuhr fort:

„Vorgestern empfing sie einen fremden Sennore und verweilte einige Zeit bei ihm im Salon. Als sich die Unterredung für meine Geduld allzusehr in die Länge zu ziehen schien, schlich ich an die Thüre und horchte. Alles war still. Ich öffnete den Salon und fand ihn leer. Auf einem der Tische lag ein Brief, den die Sennora vor ihrer Entfernung geschrieben zu haben scheint.“

„Wo ist der Brief?“

„Hier!“

Dallmavi erbrach hastig das Couvert und las still den uns bereits bekannten Inhalt, ohne daß sich auf seinem Gesicht die geringste Betroffenheit oder Aufregung verrieth. Dann faltete er ruhig den Brief wieder zusammen und steckte ihn zu sich.

„Es ist gut“, sagte er kalt. „Meine Frau mußte in dringenden Geschäften verreisen, und sie that wohl daran, daß sie ging, ohne Euch etwas davon zu sagen.“

Das Gesinde, welches eine ganz andere Wendung erwartet hatte, begann wieder neu aufzuathmen. Dallmavi wendete sich gegen Ottilie und fuhr fort:

„Ich bringe Dir frohe Nachricht. Deine Vermählung mit Higaldo wird noch früher stattfinden,

als ich Dir vor meiner Abreise versprach. Schon morgen begeben wir uns nach Silar, das nur drei Stunden von hier entfernt ist. Dort erwartet uns Higaldo. Die Ceremonie soll in aller Stille vor sich gehen. Bereite Dich vor, indeß ich und Maurizio den Rest des Tages benützen wollen, Dein Heirathsgut zu ordnen."

Ottilie und die Dienerschaft zogen sich zurück.

„Wohin begab sich meine Mutter?" fragte Maurizio, als er dem Vater allein gegenüber stand.

„Wohin zuletzt alle Weiber gehen, wenn ihnen die Männer zu viel freie Luft gönnen", erwiderte Dallmavi bitter. „Sie ging mir durch."

„Durch?" wiederholte Maurizio mehr erfreut als schmerzlich.

„Du hast recht, Junge, daß Du darüber lachst. Eigentlich bin auch ich froh, ihrer los zu sein. Und doch ärgert mich die Geschichte. Es hätte mir besser behagt sie fortzujagen, als mir von ihrem ausgemergelten Knochengerippe noch Hörner drehen zu lassen."

„Weißt Du, Vater, was für mich daraus folgt?"

„Sprich, Tausendsjunge!"

„Daß ich mein Weib, wenn ich mir einmal eines heimhole, nicht länger behalte, als bis sie mir einen Buben zur Welt gebracht, der so wird, wie ich bin."

„Das thue, mein Augapfel, und dann stütze Dich auf Deinen Buben, wie ich mich auf Dich stütze. Sieh, die Alte ist glücklich fort; morgen werden wir mit Manier auch die Junge los. Dann wird Friede sein im Haus. Zum Teufel mit dem Weiberpack, das mir so oft Alpdrücken machte! Herzensjunge, wenn Du einmal eine Frau heimholst, so laß Deine Liebe beim Vater zurück und denke: Die Weiber sind nur da, um das Embryo der Männer auszubrüten. Dann weg mit ihnen! Hätte unser Genie nur erst das Räthsel gelöst, wie sich's in einem Tiegel hecken ließe, so sollte man der ganzen Raçe thun, was ich der Hexe im Garten that."

In diesem Ton docirte Dallmavi noch lange fort, und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob er damit seinem Sohne Weisheitslehren ertheilen oder den Geist Alma's bannen wollte, der, trotz aller Sophismen, beständig durch sein Hirn spuckte.

Während die Beiden so sprachen, schlich Malva, auf ein von auswärts erhaltenes und nur ihr verständliches Zeichen unbemerkt durch den Park an ein abgelegenes Pförtchen, und nahm dort ein Billet in Empfang. Es lautete:

„Wenn Du morgen unsere Tochter zur Trauung begleitest, so wird es auf der Hinfahrt Lärm geben.

Erschrick nicht und suche im Getümmel aus Deiner Carosse zu entspringen. Du findet Deine Befreier.

Penno."

Malva's Auge strahlte vor Freude, als sie diese Zeilen gelesen. „Endlich", sagte sie leise zu sich selbst, „endlich naht die langersehnte Stunde."

Dann schlich sie unbemerkt wieder in den Palast zurück und eilte ins Zimmer ihrer Tochter:

„Ottilie, Dein Vater läßt Dir melden, daß Du nicht zittern mögest, wenn es morgen auf der Fahrt nach Silar nicht geheuer scheine. Auch sollst Du nichts Arges vermuthen, wenn ich im Getümmel verschwinde. Wir werden uns später auf Higaldo's Plantage wieder finden."

Der Rest des Tages verging mit Hochzeitsvorbereitungen. Ottilie und Malva ordneten den Brautschmuck. Dallmavi hatte sich in seine Goldgewölbe zurückgezogen, um die Mitgift eigenhändig in Kisten zu verpacken.

Am nächsten Morgen fuhr eine schwer mit Gold und mit Menschen beladene Carosse durch die Dallmavi'schen Gärten zum Thore hinaus gegen Silar. Auf den Rückplätzen der Carosse saßen Ottilie und Dallmavi. Beiden gegenüber hatte Maurizio Platz genommen. Hinter ihnen auf dem Sklavenplätzchen blinzelte Malva's

schelmisches Gesicht hervor, und der Kutscher auf dem vordern Bocke hieb muthig auf die Pferde los, daß sie im Galopp die Straße entlang trabten.

Schon hatte man die Hälfte des Weges zurückgelegt, und bog eben in den Wald ein, welcher in der Mitte zwischen Puebla und Silar liegt. Da ertönte es plötzlich von beiden Seiten aus dem dichten Gebüsche: „Halt! halt!“

Malva stand rasch von ihrem Sitze auf und rief, sich über die Brüstung vorlehnend: „Gehorche, Kutscher!“

In demselben Augenblicke fiel vor den Pferden ein Schuß. Die Kugel sauste am Ohre des Kutschers vorbei und traf Malva mitten in die Brust. Sie taumelte und fiel rücklings über die Carosse hinunter auf die Straße.

Ein Schrei des Entsetzens erklang vom Gebüsche herüber, als Malva fiel. Dann war dort Alles still. In der Carosse hatte unter dem Einfluß des ersten Schreckens Niemand bemerkt, daß die Kugel getroffen. Der Kutscher peitschte unbarmherzig auf die Pferde los, von welchen das Fuhrwerk mit Windeseile dem Schauplatze der blutigen That entrückt wurde. Auch wir lassen es vorläufig weiter rollen, um noch einen Augenblick bei der gefallenen Malva zurückzubleiben.

Von der Kugel schwer verwundet und durch den

Sturz tödtlich am Kopfe verletzt, lag Malva regungslos am Boden. Sechs mehr oder weniger gebräunte Rothhäute, Indianer und Mestizen, stürzten aus dem Gebüsche hervor und umringten trauernd die Sterbende. Der Anführer davon, Penno, geberdete sich vor Schmerz wie ein Rasender. Die unglückliche Kugel war aus dem Laufe seiner Büchse gekommen und hatte dem Kutscher gegolten. Aber in demselben Augenblicke, in welchem Penno abgedrückt, hatte jener plötzlich eine Wendung nach unten gemacht, um die sich sträubenden Pferde vorwärts zu treiben. Dadurch war er der Gefahr entronnen. Und da in eben demselben Augenblicke Malva sich plötzlich über die Brüstung emporgehoben, so war sie, die bisher dem Angreifer unsichtbare Gebliebene, verhängnißvollerweise in die Schußlinie gerathen.

Penno warf sich heulend zu den Füßen der Sterbenden nieder.

„Mein Weib, mein theures Weib", schrie er und zerraufte seine Haare. „Ich wollte Dir die Freiheit erringen und schleuderte Dich ins Grab!"

„Was zum Teufel mußtet Ihr auch auf den Kutscher zielen!" unterbrach ihn einer seiner Begleiter. „Ein Schuß auf die Pferde hätte das Fuhrwerk sicher zum Stillstand gebracht und Eurem Weibe Zeit verschafft, während des ersten Schreckens gefahrlos vom

Bock herabsteigen und mit uns im Dickicht des Waldes verschwinden zu können. Wir wollten ja doch nur Eure Malva befreien, und nicht auf Mord ausgehen. Ein alter Volksglaube bei uns sagt: „„Wer unnöthig eines Menschen Leben bedroht, dem raubt der Himmel sein Liebstes!““ Ihr erfahrt das nun!“

Penno schwieg und weinte wie ein Kind.

Malva schlug die schon halb gebrochenen Augen noch einmal auf.

„Penno“, begann sie mit schwacher Stimme und streckte die Hand nach ihrem Manne aus, „unser Heiland lehrt: „„Die Rache sei dem Himmel!““ Wir haben uns selbst gerächt und büßen nun dafür. Steh ab von Deinen weitern Plänen! Du bist frei, unsre Ottilie ist frei, vergiß alles Andere, vergiß die Vergangenheit und sei glücklich bei unserer Tochter! Grüße sie — denke —.“

Ohne den Satz zu vollenden, sank sie auf die kalte Erde zurück. Noch ein kurzes Zucken, noch ein Athemzug, dann war sie eine Leiche.

Penno beugte sich über die Gestorbene hin und drückte einen langen heißen Kuß auf ihre Lippen. Dann stand er auf und wendete sich gegen seine Begleiter:

„Tragt den theuern Leichnam tiefer hinein in

des Waldes Dunkel! Wir wollen ihn unter dem Schatten ewig grünender Bäume begraben."

So geschah es.

Nachdem die Erde sich über Malva's Hülle geschlossen, wälzte Penno, um den Ort später wieder zu erkennen, einen schweren Stein auf das Grab. Dann kniete er auf den Stein nieder und sprach in einem Tone, daß es selbst seinen wilden Gesellen kalt wie Eis über den Nacken herabrieselte:

„Meine Kugel hat Dich getroffen. Die Schuld auf den, der mich zum Ungeheuer machte! Hier, auf diesem Todeshügel, schwöre ich aufs Neue, daß ich nicht rasten noch ruhen will, bis ich ihn als zerfleischte Jammergestalt durch den ganzen Erdball gejagt, bis ich ihn einem langsamen und dennoch widernatürlichen Tod in die Arme gehetzt. Scheusal, Du sollst unter meinen Händen bluten, wie seit Adams Tagen Niemand geblutet, den ein Weib gebar, — bluten, wie der den Abgründen der Finsterniß entsprungene Teufel bluten wird, wenn einst der Zeiger auf dem Zifferblatte seiner Lebensuhr zu stocken beginnt und das vorwärtsrollende Rad der Gerechtigkeit ihn zermalmend wieder hinunterschleudert ins ewige Chaos."

Dann stand er auf und wendete sich gegen den Einen von seinen Begleitern:

„Chiallo, begib Dich nach Silar und erforsche, was dort geschieht. Den Ort, wo wir uns wieder treffen, kennst Du!“

„Willst Du nicht die letzte Bitte Deiner sterbenden Malva ehren?“ entgegnete der Angeredete in fast bittendem Tone. „Penno, wir Alle sind keine Memmen. Dennoch hat der Schwur, den wir so eben aus Deinem Munde vernommen, das Blut in unsern Adern in Stockung gebracht. Achte die Mahnung der Sterbenden und lösche über dem Grabe der Ermordeten jeden weitern Gedanken an Rache in Deiner Seele aus!“

„Eben weil ich gemordet, konnte ich nicht schwören wie D u willst“, fiel Penno ein und sein Auge flammte dämonisch auf. „Sterbende faseln im Fieberwahn, die That gehört den Lebenden. Diese Hand ist mit Blut bespritzt, und ein dunkles Verhängniß treibt sie vorwärts. Könnte ich, vor mir selbst schaudernd, stille stehen, so wäre ich verdammt, wie e r es ist und wie Ihr Alle es würdet, wenn Ihr mich auf halbem Wege verlassen könntet. Du kennst mein Herz und meine Absicht. Es gilt ein Exempel für alle Tyrannen. Der Kampf gegen sie erheischt Blut, und Blutvergießen bringt den Tod, aber aus solchem Tode ersteht auch erst das wahre Leben. Eile nach Silar und bringe mir bald die Botschaft, die ich von Dir erwarte.“

Chiallo schlug schweigend den Weg nach Silar ein. Penno und seine übrigen Begleiter brachen sich durch das Dickicht Bahn und verschwanden im Dunkel des Urwaldes.

Während dieß geschah, hatte die Carosse, in welcher sich Dallmavi, Maurizio und Ottilie befanden, Silar bereits glücklich erreicht. Erst dort wurde von ihnen Malva's Abwesenheit entdeckt. Dallmavi und Maurizio dachten jedoch viel zu gefühllos, um sich wegen des wahrscheinlichen Untergangs einer Sklavin großen Kummer zu machen. Ottilie ihrerseits aber war froh, daß dem Vorfall keine ernstliche Beachtung geschenkt wurde. Hatte sie doch Grund vorauszusetzen, ihre Mutter sei glücklich entkommen und befinde sich wohlbehalten beim Vater. So konnte denn die Trauung ohne störenden Mißton vollzogen werden. Das Mahl, welches der kirchlichen Feier nachfolgte, war kurz. Higaldo, der für Dallmavi und Maurizio nie sympathisch empfunden, sehnte sich mit seiner jungen Frau nach dem Süden auf seine Plantage. Und Dallmavi, in dessen Seele kein hochzeitlichfroher Gedanke aufkam, hielt den ihm gleichgültigen Schwiegersohn nicht auf. So reiste denn das glückliche Ehepaar noch an demselben Tage ab.

„Maurizio", — begann Dallmavi, als Vater und

Sohn sich wieder allein gegenüber standen, — „es ist in Puebla für uns nicht mehr geheuer. Die Kugel, die heute in unsern Wagen gesendet wurde, galt schwerlich dem, auf welchen sie gezielt zu sein schien. Ich habe mich daher entschlossen, unsere Uebersiedelung zu beschleunigen. Du kehrst nicht mit mir nach Puebla zurück, sondern begiebst Dich unmittelbar von hier nach Orizaba, um dort in Eile das Geschäft vollends abzuwickeln, das wir in voriger Woche eingeleitet. Bis Du damit zu Ende kommst, werde auch ich unsere Angelegenheiten in Puebla geordnet haben. Nach Deiner Rückkehr reisen wir dann ohne Säumen weiter. Niemand in Puebla soll erfahren, wohin wir gehen."

„Wie Du willst, Vater", erwiderte Maurizio. „Du weißt, daß wir in Allem Eines Herzens sind."

„Und stets bleiben werden", fiel Dallmavi grinsend ein. „Ich weiß das, Junge. Drum bist Du mein Augapfel und mein Krückenstab. Unser hiesiger Gastfreund, den ich bereits darüber gesprochen, wird Dir einige von seinen zuverlässigsten Leuten zur Begleitung geben. Halte sie auf der Reise gut, damit sie fest zu Dir halten!"

„Sei ohne Sorge, Vater! Mir kommt Niemand zu nah. Du weißt, daß ich mich vor allen Teufeln der Welt nicht fürchte."

Nachdem die Beiden noch einige auf das abzuschließende Geschäft bezügliche Fragen erledigt, schieden sie von einander. Maurizio reiste sogleich nach Orizaba ab, und Dallmavi kehrte nach Puebla zurück.

Es war das erste Mal in seinem ganzen Leben gewesen, daß Dallmavi bei diesem Abschied Etwas verspürt hatte, das einer tiefinnersten Herzensempfindung glich. Das ganze Menschengeschlecht war ihm, wie wir wissen, von jeher gleichgültig und er sah im einzelnen Menschen nie etwas Anderes, als bloß ein zur Vermehrung seines Reichthums oder seines Einflusses brauchbares Werkzeug, das er erbarmungslos zerbrach, so oft dessen Vernichtung seinen Zwecken frommte. Nur sein mißrathener Sohn bildete hievon eine Ausnahme. In ihm verehrte Dallmavi die Personification seiner eigenen an die Stelle der Religion gesetzten Sophistik des grassesten Egoismus. Maurizio war sein Glaube, und darum auch war Maurizio ihm unentbehrlich geworden; denn jeder Staubgeborene, und wäre er auch der ungläubigste, muß sich irgend einen Glauben zurechtlegen; und hätte er sich auch tausendmal abgemüht, das religiöse Bewußtsein aus seiner Brust herauszureißen, so zwänge ihn doch seine eigene Natur, an dessen Stelle tausendmal wieder etwas Anderes aufzupflanzen. So war es auch Dallmavi ergangen.

Er, der die Gesetze der ewigen Weltordnung mit Füßen getreten und verwegen sich selbst als höchstes Gesetz hingestellt, verschanzte sich jetzt gegen sein stets wieder erwachendes Gewissen hinter eine abgöttische Verehrung der Laster seines Sohnes, den er deßhalb als unentbehrliches Alterego fast mehr lieben mußte, als er sich selbst lieben konnte.

Die Zeit der Trennung von Maurizio schuf für Dallmavi Momente, in denen er zum ersten Male im Leben die Qualen einer ungestillten Sehnsucht in unerträglichem Maße zu fühlen begann. Er wandelte in seinen Gewölben auf und ab wie Jemand, der lahme Füße hat und die Krücke verlor, auf welcher einherzuhinken er gewohnt war. Wieder begannen in seiner Phantasie Bilder aus der Vergangenheit aufzutauchen, die er längst begraben wähnte, — Bilder aus jenen Tagen, da Mathilde ihm ein braunes Kind geboren, da er zum ersten Mal die weiße Alma im Zimmer seiner Gattin getroffen.

Eine Woche nach Maurizio's Abreise brachte die Post ihm eine schwere Kiste, als Gold deklarirt und adressirt: „Maurizio, Sohn.“ Die Handschrift schien die Maurizio's zu sein.

„Ein Teufelskerl, mein Junge“, rief Dallmavi bei diesem Anblick und lebte wieder neu auf. „Macht

Geschäfte, gegen die sein Vater nur Stümperarbeit trieb. Tragt den Schatz in mein Gewölbe! Dort soll er unberührt stehen bis Maurizio kommt. Die Kiste ist gesiegelt und ich gönne ihm die Freude, selbst zu öffnen."

Es verstrich noch eine Woche. Die für Maurizio's Rückkehr bestimmte Frist war längst vorüber, Maurizio aber kam immer noch nicht. Auch langte statt seiner keine Nachricht aus Orizaba an, welche Aufschluß über die Gründe der Verspätung gebracht hätte.

Inzwischen hatte Dallmavi bereits sein gesammtes Personal entlassen, bis auf zwei von ihm längst als zuverläßig erprobte Diener, Alonzo und Domangi, welche er auf die bevorstehende Reise mit sich zu nehmen gedachte. Seine Werthpapiere und sein Gold waren verpackt, und auch sein bisheriger Rechtsanwalt Vespucci hatte von ihm bereits Auftrag und Vollmacht erhalten, sofort nach seiner Abreise die Dallmavi'schen Liegenschaften in Puebla zu verkaufen und den Erlös unter einer noch zu bestimmenden Adresse ihm nachzusenden.

Als auch nach Ablauf der zweiten Woche weder Maurizio noch eine Nachricht von ihm anlangte, sendete Dallmavi seine zwei Diener als Eilboten dem

Säumenden entgegen, den Alonzo nach Silar und den Domangi nach Orizaba. Er befand sich jetzt allein in den ausgedehnten Räumen seines Palastes. Mehr und mehr erfaßte ihn ein mit Ausbrüchen der Raserei abwechselndes Gefühl der Verödung, mehr und mehr umgaukelten ihn gespensterartige Erscheinungen, wie er selbst in den Nächten nach der Geburt des braunen Kindes und nach dem Auftauchen der weißen Alma in so erschreckender Gestalt nie gesehen hatte. Die Minuten des Harrens wurden ihm zu Tagen, die Tage zu Jahren. Selbst die Luft im Palaste schien sich mehr und mehr mit pestartigen Dünsten zu schwängern und entwickelte namentlich in den Kaffagewölben einen ihm unerträglich widrigen Geruch, der trotz aller angewendeten Mittel stündlich zunahm und ihm bald nicht nur jeden Athemzug zur Qual machte, sondern auch den Speisen und Getränken, nach welchen er griff, einen eckelhaft abstoßenden Geschmack verlieh.

Endlich kam der eine von den ausgesendeten Eilboten, Alonzo, wieder zurück. Er hatte vom Gastfreunde in Silar über Maurizio's Schicksal nichts erfahren können. Die dem Sohne von dort beigegebenen Begleiter waren nicht zurückgekehrt, und die weiter angestellten Erkundigungen hatten nur das Resultat ergeben, daß sich die Spur der Reisenden schon auf

der Mitte des Weges zwischen Silar und Orizaba in einen Wald verlor.

Bald nachher langte auch der zweite Eilbote, Domangi, mit einer nicht minder trostlosen Nachricht wieder an.

Maurizio war in Orizaba nicht eingetroffen und Niemand hatte dort auch nur die geringste Auskunft über ihn ertheilen können.

Dallmavi stand, als er diese Botschaft vernahm, wie Lot's versteinerte Salzsäule vor Sodom und Gomorrha da.

Selbst der verpestete Geruch, der ihn bisher ruhelos von Zimmer zu Zimmer gejagt, um einen frischen Athemzug zu erhaschen, — selbst er war nicht mehr vermögend, Bewegung in seinen Körper zu bringen.

Vertrieben von der Unerträglichkeit des Gestankes eilten beide Diener hinweg, um die Ursache dieser seltsamen Erscheinung zu erforschen. Bald kehrten sie mit der Botschaft zurück:

„Sennor, der Pestgeruch dringt aus der Kiste, welche Ihnen vor zehn Tagen zuging. Die Kiste enthält kein Gold.“

Auf beide Diener gestützt, wankte Dallmavi ins Kassagewölbe vor das unheimliche Frachtstück.

„Oeffnet!“ gebot er mit erstickender Stimme.

Die Diener löſten das Siegel ab und erbrachen den Deckel.

Beim Anblick des Inhalts fiel Dallmavi mit einem viehiſchen Schrei bewußtlos zu Boden.

Wir überlaſſen den Niedergeſunkenen vorläufig ſeinem Schickſal, um jetzt den Inhalt der Kiſte zu durchſuchen. Obenan grinſte ein menſchlicher Kopf, der trotz ſeiner bereits weit vorgeſchrittenen Fäulniß noch auf den erſten Blick als der Kopf Maurizio's zu erkennen war. Unter ihm befand ſich, zwiſchen ſchwere Steine eingezwängt, ein zerſtückelter Leichnam. Und auf demſelben lag ein Blatt Papier, welches die Worte enthielt:

„Scheuſal, empfange den Reſt der Natter, welche Du geboren und großgeſäugt. Dein Stamm iſt vertilgt auf Erden; und die Hand, welche Dir hier im ſtinkenden Fleiſche Deines Sohnes Dein wahres Bild ſendet, wird auch Dich erreichen, ſobald Deine Stunde ſchlägt."

In der Nacht nach dieſer grauenhaften Kataſtrophe hörte man zwei ſchwer bepackte Wagen zum Thore des Dallmavi'ſchen Palaſtes hinausfahren. Niemand kümmerte ſich darum, wer die Wagen führte und welchen Weg ſie einſchlugen.

Am darauf folgenden Tage herrſchte im Palaſt

Todesstille. Kein Fenster wurde geöffnet. Niemand ging durch die Thüren aus oder ein.

Als vierzehn Tage später der Rechtsanwalt Vespucci an den Thoren anklopfte, fand er Alles verschlossen. Niemand öffnete. Auf seine Anzeige wurde der Palast von den Behörden erbrochen. Man fand im Kassengewölbe nur noch die Kiste mit ihrem schauerlichen Inhalt. Dallmavi selbst mit seinen metallenen Schätzen war verschwunden und im ganzen Gebäude nicht mehr ein einziges lebendes Wesen zu entdecken. Das Entsetzen über den Anblick der verpesteten Sohnesleiche hatte den gezeichneten Verbrecher hinausgejagt in die weite Welt. Unter den Eindrücken der Furcht, von seinem unsichtbaren Feinde entdeckt und erreicht zu werden, war es ihm sogar unmöglich gewesen, auch nur in tiefstem Vertrauen seinem eigenen Rechtsvertreter irgend eine Adresse zu hinterlassen. Er hatte den millionenfachen Werth an Mobiliar und liegenden Gütern, die er nicht bei Nacht und Nebel mit sich schleppen konnte, hinweggeschleudert, um nicht durch das schweißtreibende Bewußtsein gefoltert zu werden, daß hinter ihm noch irgend ein menschliches Wesen lebe, welches die Weltgegend kenne, nach der sein flüchtiger Fußtritt sich verlor.

Das Ereigniß machte in ganz Tlaskala ungeheures

Aufsehen. Die Dallmavischen Besitzungen wurden öffentlich versteigert und, da der Eigenthümer auf wiederholte Ausschreibungen sich nicht meldete, zog endlich der Staat den Erlös als herrenloses Gut ein.

Viele, viele Jahre vergingen, und der Name Dallmavi tauchte nirgends in den fünf Erdtheilen wieder auf. Der Träger desselben schien spurlos verschwunden zu sein. Dessen ungeachtet aber hoffen wir, sowohl ihm, als auch den andern Hauptpersonen dieser Erzählung, welche sich vorläufig unserm Gesichtskreise ebenfalls entzogen haben, im nächsten Buche noch einmal zu begegnen.

Fünftes Buch.

Incognito.

Motto: — — — — — — O Tag des Entsetzens!
Riefen sie auch: „Verschling' uns Erd', und Ihr Berge bedeckt uns!"
Sie riefen umsonst!

J. L. Pyrker, Perlen der Vorzeit.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Das Gewissen vor den Schranken der Justiz.

„Du tragest bei Dir Tag und Nacht
Den Zeugen, der Dich schuldig macht.“
M. Zeiler, Epigramme.

Im Jahre 1853 spielte vor dem Criminalgerichte der berüchtigsten Welthauptstadt Europa's ein wunderlicher Proceß, der die ganze geheime Polizei des Reiches Monate lang in athemlose Thätigkeit versetzte und sogar der Diplomatie Anlaß zu mancherlei Recherchen gab. Um was es sich eigentlich handelte, wurde damals nicht bekannt. Die Journale brachten nur dunkle Andeutungen über eine schon im Keime erstickte Verschwörung, welche einem on dit zufolge gegen einen gewissen Monatstag und gegen die Existenz der gesellschaftlichen Ordnung angezettelt worden sein sollte. Man munckelte von einem wichtigen Dokument, welches

den Sicherheitsbehörden in die Hände gefallen sei und unzweideutige Aufschlüsse über ein ungeheuerliches Verbrechen gebe. Man forschte in den Hotels der vornehmen Reisenden und in den Schlupfwinkeln des Pöbels nach dem Autor jenes Dokuments, man setzte hinter Schloß und Riegel eine größere Anzahl von Personen höhern und niedern Standes fest, welche das Unglück hatten von der hundertarmigen Polizeimaschine in irgend eine nähere oder entferntere Verbindung mit jenem Dokument gebracht zu werden.

Der Proceß verlief sich, wie seither schon so manche seltsame Historie im modernen Babel sich verlaufen hat. Andere pikante Ereignisse neueren Datums traten in den Vordergrund und das blasirte Publicum vergaß darüber, nach dem weiteren Verlaufe und Ausgange der älteren Geschichten zu fragen. Die officielle Presse des Hofes aber hatte keinen Grund, nachträglich noch auf jenes wichtige Dokument zurückzukommen, das anfänglich von der Sicherheitspolizei für das mysteriöse Programm einer staatsgefährlichen Gesellschaft gehalten worden und dann unter den Händen der inquirirenden Richter allmählich zum Tagebuch irgend eines mit sich selbst zerfallenen und unauffindbaren Individuums zusammengeschrumpft war.

Dessenungeachtet hatte der Inhalt des Dokuments

der Art gelautet, daß er allerdings einer öffentlichen Staatsgewalt, die mit ihrem eigenen Gewissen nicht auf gutem Fuße lebt, einigen Schwindel verursachen mochte. Wir müssen, um die am Schlusse des vorigen Buches abgebrochenen Fäden unserer Erzählung wieder aufzusuchen, uns in den Acten jenes Riesen-Processes aus dem Jahre 1853 ein wenig umsehen.

Nach denselben war zu Anfang des genannten Jahres ein berüchtigter Taschendieb ergriffen und in dessen Besitze unter Anderm ein Portefeuille von seltener Pracht gefunden worden. Der Einband des Portefeuille strahlte von Diamanten und echten Perlen, und repräsentirte einen Werth von mehr als einmalhunderttausend Franken. Weniger jedoch wegen dieses materiellen Werthes, als vielmehr wegen seines übrigen Inhalts nahm das Portefeuille die Aufmerksamkeit der Criminalisten und Sicherheitswächter in einem ungewöhnlich hohen Grade in Anspruch. Der Inhalt bestand nämlich aus Notizen, die mit Bleistift auf lose Blätter geschrieben waren und trotz ihrer vielfachen Unklarheit über die entschieden feindselige Stimmung, von welcher der Verfasser derselben gegen das damalige Staatsoberhaupt beseelt war, nicht dem kleinsten Zweifel Raum zu lassen schienen.

Der Taschendieb, bei welchem die Polizei diesen

Schatz gefunden, gab vor, weder den wahren Eigenthümer des Portefeuille, noch dessen Wohn- oder Aufenthaltsort zu kennen. Obwohl der Untersuchungsrichter ihm für ein Geständniß, das zur Ermittlung des Eigenthümers führe, volle Straflosigkeit zusicherte, blieb der Dieb doch fest bei seiner ursprünglichen Aussage, laut welcher er das Portefeuille auf der Straße einem fein gekleideten Herrn entwendet haben wollte, dessen Personalbeschreibung er nicht zu entwerfen vermöge.

Da ließen die Behörden das Portefeuille unter den gefundenen Gegenständen ausschreiben und den Eigenthümer desselben zur Empfangnahme öffentlich auffordern. Aber der Schreiber der verfänglichen Notizen ging in diese Falle nicht ein. Niemand reclamirte das werthvolle Kunststück, Niemand erlaubte sich auch nur von ferne die leiseste Anfrage nach demselben.

Das war für die criminalistische Logik Motiv genug, dem ohnehin verfänglichen Inhalt des Portefeuille die schwärzeste Deutung zu geben. Die Untersuchung wurde nach allen Richtungen ins Blaue hinein angestrengt. Je weiter man aber im Stillen forschte, desto mehr kam man zu der Ueberzeugung, daß Nichts zu finden sei. Endlich mußte man sich mit Abstrafung des Taschendiebes begnügen, und den interessanteren

Theil des Processes gänzlich fallen lassen, weil sich bis zur Evidenz herausgestellt hatte, daß die vereinte Kraft der Diplomatie, Polizei und Criminaljustiz nicht im Stande sei, dem wahren Eigenthümer des Portefeuille auf die Spur zu kommen.

Wir lassen hier einige von den Notizen folgen, welche für die Sicherheitswächter einer großen Nation der Anlaß zu solch umfassenden Anstrengungen gewesen waren. Sie lauten:

„Der erste Versuch trieb Dich aus Deiner Heimat, der zweite raubte Dir die Freiheit, beim dritten opfertest Du Schlaf und Gesundheit! Ein kühner Coup — Tausende und Abertausende in unwirthbaren Sumpfgegenden zum Plantagenbau geliefert — das brachte Dich empor — — — — — — — — — — — — — — Du standest auf dem höchsten Gipfel des Glanzes. Dein leisester Wink war den Sklaven Befehl und sie Alle tanzten nach Deiner Pfeife — Alle, bis auf Eine, die von Deinen Trabanten im Zaum gehalten ward. Vom Himmel stahlst Du die Sonne, den Eingeweiden der Erde entrissest Du ihre Schätze und machtest Beides Deinem Willen unterthan — — — — — — — — — — — — — — — — Die Welt, der Du nie gesehene Schauspiele gabst, staunte Dich

als Halbgott an. Dich umgab der Nimbus, daß nichts Deiner Allmacht unerreichbar sei — nichts mehr — — — — — — — — — — — — — — — — Es war ein Traum — — — — — — eine Nacht, eine kurze Nacht, ein Donnerschlag, der Dich erschreckt, und da Du erwachst, ist der Traum dahin, Dein Nimbus verschwunden! — — — — — — — — — — — — — Scheusal, — hallt es fort und fort nach in Deinem Ohr, — Dein Stamm ist vertilgt auf Erden, und der Fuß, welcher die von Dir geborene Natter zertrat, wird auch Dich erreichen, sobald Deine Stunde schlägt — — — — — — — — — — — — — —

Deine Hand riecht nach verwesendem Menschenfleisch, und wie Du sie auch gewaschen und fortfährst zu waschen, der eckle Geruch will nimmer von Dir weichen — — — — — — — — — — — — — — — — Erdolchtest Du wirklich Deine Tochter, ehe man Dir den eigenen Sohn in Stücken vor die Füße warf? — — — — — — — — — — — — — Namenlos — denn Dein Name würde Dein Verräther — namenlos jagst Du, wie der ewige Jude im Volksmund, von Land zu Land, von Ort zu Ort. Die Schnelligkeit der Dampfrosse vermag nicht, Dich rasch genug vom

Platze zu bringen; denn wohin sie Dich auch jagen, Du kannst Deinem eigenen Selbst nicht entwischen. So gleicht denn jeder Ort dem andern, und jeder treibt Dich wieder weiter, ohne Rast und Ruhe ziellos weiter. Fünf Welttheile, deren Schätze für Deiner Wünsche Ziel nicht zu groß schienen, — sie sind jetzt zu klein geworden, um Dich das glückliche Versteck finden zu lassen, in das die Angst keinen Zutritt hätte — — — — — — — — — —".

Das waren die Notizen, durch welche die Zeitgeschichte um das Gerücht von einer unentdeckbaren Verschwörung bereichert worden ist. Hätten wir unsere Erzählung schon vor 1853 veröffentlicht, so würde man das, was gewiß ein jeder unserer Leser sogleich errieth, auch im neuen Babel schon damals ohne Schwierigkeit herausgefunden haben. Der Verfasser der so anrüchig scheinenden Zeilen hatte bei deren Abfassung ohne Zweifel an alles Andere eher gedacht, als an die politischen Zustände eines Staates oder gar an ein Progamm zur Umänderung derselben. Es hatte ihn einfach gedrängt, die Folter seines eigenen Gewissens durch Mittheilung zu erleichtern. Und weil er auf dem ganzen Rund der Erde kein lebendes Wesen besaß, das er in sein Inneres schauen lassen konnte, so

hatte er in seiner Schreibmappe, die ihm später gestohlen worden war, sich selbst als eine zweite gleichsam von seinem eigenen Ich verschiedene Person angeredet und ihr sein unvertilgbares Leid geklagt. Daß er dadurch und durch die aus Diamanten und Perlen geformte Hülle, in welche er die Stoßseufzer seiner angsterfüllten Seele gewickelt, dieser letztern einige Beruhigung verschafft habe, ist wohl kaum anzunehmen. Wir aber wollen, nachdem wir vorläufig wieder ein Lebenszeichen von dem spurlos verschwundenen Haupthelden unserer Erzählnng und einen der Orte, die er inzwischen besucht, glücklich entdeckt haben, jetzt unsere Forschung nach ihm selbst weiter fortsetzen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Gast im „bairischen Hof."

Faust.
„So ist mir das Dasein eine Last,
Der T d erwünscht, das Leben mir verhaßt.
Mephistopheles.
Und doch ist nie der Tod ein ganz willkomm'ner Gast."
Göthe.

Der Gang der Erzählung führt uns nunmehr auf den Schauplatz zurück, von welchem wir anfänglich ausgingen. Wieder stehen wir am lieblichen Gestade des schwäbischen Meers und schauen von den Höhen des Hoyerberges oder vom Hügelvorsprung von Allwind über das „deutsche Venedig" hinüber auf die reizende Alpenkette und auf den reichen Kranz von Städten, Dörfern, Weilern, Schlössern, Villen und Bauernhöfen,

welche den kolossalen Wasserspiegel von Bregenz bis Constanz malerisch umranken.

Die herrliche Natur ist, seit wir diesen paradiesischen Fleck unsrer deutschen Erde nicht mehr betraten, sich gleich geblieben. Noch prangen, wie damals, die Bergriesen in ihrem grünen Waldesschmuck; noch badet sich, wie damals, Vater Rhein in dem Becken des Sees; noch knospt und blüht, wie damals, auf den anmuthigen Hügelabhängen die Rebe neben schattigen Obstgärten, üppigen Kornfeldern und triftenreichen Wiesen. Dennoch hat sich während der vierzig Jahre, die inzwischen vergangen sind, auch hier erstaunlich viel geändert. Die Generation, welche damals in fast patriarchalischer Einfachheit auf diesen Gefilden umherwandelte, ist größerntheils ausgestorben. Die Jugend von damals hat sich bereits in Greise und Matronen verwandelt; und ein Geschlecht, welches damals noch nicht geboren war, ringt als tüchtiges Mitglied der großen deutschen Völkerfamilie muthig und lebenslustig um den Besitz derjenigen Güter, welche durch einen langen Frieden und durch die stets voranschreitende Civilisation der Neuzeit allmählich auch für unser schönes Vaterland der Reife entgegen getrieben zu werden scheinen.

Der rege Verkehr, von welchem Wasser und Land

belebt wird, schleppt sich nicht mehr, wie damals, auf langsamer Achse und einfachen Ruderschiffen fort. Gleich der stolzen Lagunenstadt im adriatischen Meere, von welcher es seinen Beinamen entlehnte, ist jetzt auch Lindau durch einen langen Eisenbahndamm mit dem Festlande verbunden und sieht aus seinem schönen Hafen täglich dutzende von Dampfschiffen nach und von allen größern Landungsplätzen des Sees aus- und einlaufen. Der Hafen, welcher damals noch eine aus Pfählen eingerankte Schiffsanlände gewesen war, ist jetzt ein wahrer Golf im Kleinen geworden. An seinem Eingang erhebt sich, an die Spitze des südlichen Molo auf einen aus Nagelfluhquadern errichteten Unterbau gestellt, ein eleganter Leuchtthurm hundert Fuß hoch in die Lüfte. Ihm gegenüber am Ende des südöstlichen Molo prangt, auf einem dreißig Fuß hohen Stylobat ruhend, das majestätische Landeszeichen in kolossaler Größe, der bairische Löwe, der, ein gewaltiger schützender Wächter, über die Fläche des Sees schaut und den nahenden Schiffen seinen ernsten Blick entgegen wirft. Dicht am Hafen und nur wenige Schritte vom Bahnhofe entfernt wird [oder vielmehr wurde in der Zeit, von der wir jetzt sprechen] eben am architektonischen Unterbau zu dem imposanten Königsmonument gearbeitet, welches zwanzig an der Südnordbahn lie-

gende Städte hier auf dem Punkte, wo Eisenbahn und Schifffahrt sich die Hände bietend vereinigen, durch freiwillige Spenden dem Gründer dieser Wohlfahrt, dem unvergeßlichen Könige Maximilian II. von Baiern, als ein bleibendes Zeichen ihrer Dankbarkeit zu setzen beabsichtigten. Und dicht neben diesem seither nach Meister Halbig's genialem Modelle längst vollendeten Monumente befindet sich ein ebenfalls in neuerer Zeit entstandenes Gebäude, dessen geschmackvolles Aeußere den fremden Ankömmling schon auf den ersten Blick anheimelt.

Es ist dieß das Hôtel zum „bairischen Hof", das wohl ohne Widerrede jetzt als der erste Gasthof an den Ufern des Bodensees gilt. Wer einmal da wohnte, der wird nicht so leicht Lindau vorbeireisen, ohne sich wenigstens eine kurze Rast in diesen Räumen zu gönnen, wo ihm schon das Erstemal neben der sonst trefflichen Bedienung auch die Reize der Natur gleichsam als Dessert servirt wurden, ohne nachträglich auf die Rechnung geschlagen worden zu sein. Die Aussicht von der mit Orangenbäumen gezierten Terrasse, aus den Salons und Zimmern ist außerordentlich fesselnd und anmuthig. Der Hafen mit seinen Baudenkmalen und Schiffen, das malerisch an die Gebirgsausläufer hingestreckte Bregenz, das schön bewaldete Pfändergebirge,

das pitoreske Rheinthal und die Hochalpen Vorarlbergs und der Schweiz bieten sich hier in weiter Ausdehnung den Blicken dar.

An einem heitern Morgen des Mai 1855 hielten vor diesem Hôtel zwei Reisewagen, deren Aeußeres vermuthen ließ, daß sie einen vornehmen Besuch brachten. Als der rasch herbeieilende Oberkellner den Schlag des erstens Wagens öffnete, kroch ein nur aus Haut und Knochen bestehendes Gerippe in eleganter französischer Tracht langsam aus demselben hervor. Es war ein Greis von unbestimmbarem Alter. Sein Kopf ließ ahnen, daß geheime Qualen fast mehr noch als die Wucht der Jahre gewaltig an der Constitution seines Körpers gerüttelt haben mochten. Das Innere des Wagens, dem er eben entstiegen, enthielt alle jene Bequemlichkeiten, deren nur Reisende aus den allerhöchsten Ständen sich zu bedienen pflegen.

Aus dem zweiten Wagen sprangen behend zwei noch jugendliche Diener hervor, die in einem engen Coupé hart hinter dem Postillon gesessen waren. Der übrige Theil dieses Wagens schien schwer mit Gepäck belastet zu sein.

„Schafft meine Koffer und Reiseeffecten sogleich auf meine Zimmer“ herrschte das elegant gekleidete Beingerippe den zwei Bedienten entgegen und wankte

dann die paar Stufen hinauf unter das Portal, wo es von dem inzwischen vorgetretenen Hôtelbesitzer mit artigstem Compliment empfangen wurde.

„Giebt es Platz für einen Mann, der etwas viel Raum braucht und einige Zeit hier auszuruhen gedenkt?“ begann der Fremde gegen den Wirth.

„Wie viele Salons und Zimmer sind gefällig?“ entgegnete der Gastwirth.

„Eine ganze Etage, wenn es sein kann“, antwortete die hagere Gestalt. „Die geräumigste und schönste Ihres Hôtels.“

„Da der Fremdenzug für diese Saison noch nicht begonnen hat, so kann ich Ihrem Befehle entsprechen“, versicherte der Wirth und setzte sogleich das Personal in Thätigkeit. Er selbst geleitete den vornehmen Gast über die Treppe hinauf in die erste Etage, wo derselbe in einen der eleganten Salons auf der Südostseite des Gasthofs eintrat und dann durch eine verabschiedende Handbewegung zu verstehen gab, daß er allein zu sein wünsche.

Bald war auch das schwere Gepäck des Reisenden in der ersten Etage untergebracht und die Kellner spazierten, leise mit einander flüsternd und weitere Befehle erwartend, in der Vorflur hin und her. Ihre Neu=

gierde nach dem Stand und Namen des vornehmen Unbekannten ließ ihnen keine Ruhe.

„Habt Ihr in den Reisewagen hineingeblickt?“ sagte der Eine. „Solche Einrichtung sah ich nur Ein Mal im Leben, als ich noch in Nürnberg servirte und der Kaiser von Rußland dort bei uns Nachtquartier nahm.“

„Und eine ganze Etage“, entgegnete der Andere. „Das thut nur eine Durchlaucht oder Hoheit. Privatpersonen treiben's nicht so nobel.“

„Ich habe das ja gleich gesagt“, bemerkte ein Dritter. „Es ist ein Incognito. Und dahinter steckt immer etwas Großes.“

Inzwischen wurde auch einer von den zwei Dienern des großen Unbekannten in der Vorflur sichtbar. Der Oberkellner trat ihm artig mit der Frage entgegen:

„Wollen Sie uns nicht gefälligst mittheilen, mit welcher Titulatur wir Ihren gnädigen Herrn anzureden haben?“

„Der Sennore liebt das einfache Sie und flinke Füße“, entgegnete der Diener kurz.

„Ah, Seine Gnaden wollen das Incognito nicht lüften?“ fuhr der Oberkellner fort.

„Meine Gnaden reist unter dem Namen Annibal de Astorga, Grand von Spanien“, ergänzte jener.

„Und unter diesem Namen verbirgt sich wohl noch ein höherer Titel?“ drängte der Oberkellner.

„Das mag wohl sein“, gestand der Diener gutmüthig. „Ich bin noch nicht lange genug im Dienst des Sennore, um schon alle seine Titel zu wissen. Nicht einmal seine Heimath ist mir bekannt.“

„Sie scherzen wohl“, fiel der Oberkellner verdutzt ein.

„Gewiß nicht“, versicherte jener in unverkennbar aufrichtigem Tone. „Ich wurde vom Sennore auf der Reise engagirt, und seit ich ihn kenne, ist er stets auf Reisen. Er bleibt nirgends lange. Auch erhält er weder Briefe, noch läßt er Briefe abgehen. Ich weiß nur, daß er in seinen Koffern einen unerschöpflichen Reichthum mit sich in der Welt herumführen muß, denn so viel Geld er auch ausgiebt, bleibt doch der Haufe Banknoten und Staatspapiere, von welchen die Koffer überfüllt sind, stets gleich groß.“

Der Herr Oberkellner blickte dem Diener, welcher nach dieser Erklärung wieder in die innern Gemächer der ersten Etage verschwand, mit verwundertem Gesichte sprachlos nach.

Und nicht weniger verblüfft schauten sich die andern Kellner gegenseitig an, als er ihnen von dem eben Gehörten Mittheilung machte. Wir lassen jedoch

diese Neugierigen, zu welchen sich bald auch der gerade unbeschäftigte Theil des weiblichen Dienstpersonals gesellte, in ihrer allgemeinen Verblüffung stehen, um jetzt vor Allem einen Blick in das Innere der ersten Etage zu werfen.

Dort saß der seltsame Unbekannte, oder wie wir ihn fortan nennen werden, Sennore Astorga, noch auf eben demselben Lehnstuhl, in welchem er bei seinem Eintritt Platz genommen. Er war allein im Salon und starrte unbeweglich hinunter auf das eben im Bau begriffene Königsmonument und auf das rege Treiben im Hafen.

„Nur das Wasser und die Berge sind noch die alten, sonst hat die Cultur hier Alles umgewandelt", begann er mit sich selbst zu reden. „Da unten wogt ein Leben, als ob ich aus der Vogelperspective die Bai von Vera Cruz Nueva im Kleinen vor mir erblickte! Und doch ist's kein Treiben wie in jener Bai. Dort mühen sich Sklaven ab, denen die Angst vor der Peitsche ihres Herrn schnelle Füße macht. Hier sieht man den Leuten an, daß sie, ein Jeder für seinen eigenen Vortheil, mit Lust und frohem Muthe arbeiten."

Er ließ den Kopf auf die Lehne des Stuhles zurückgleiten, indeß sein Auge sich in den Anblick der Hochalpen versenkte. Nach einiger Zeit hub er wieder an:

„Nie habe ich die Heimath vermißt, nie seit meinen Jugendtagen. Und jetzt, da ich sie endlich wiedersehe, jetzt ist mir's, als ob jene Bergesspitzen mir zuriefen: „„Du wärst weniger elend, wenn du dich unserm Gesichtskreise nie entzogen hättest."" Es ist doch etwas Eigenes um das Vaterland! — Seltsam! Als ich diesen Erdtheil verließ, knirschte er unter den eisernen Faustschlägen eines Bonaparte und ich wähnte, daß der narkotische Druck die selbstständige Entwickelung der Menschheit unrettbar zerstören müßte. Auch jetzt lebt Bonaparte's Geschlecht im Erdtheil wieder neu auf, und dennoch sehe ich den Bonapartismus am Gegendrucke einer Atmosphäre kränkeln, die mehr Freiheitsstoff enthält, als sich mit meiner Philosophie verträgt, — mehr Freiheitsstoff, als der Bonapartismus auf die Dauer vertragen kann. Du hattest recht, Karl, mich damals einen Menschen zu schelten, dessen politischer Fernblick nicht über die Spitze seiner Nase hinausreiche."

Er erhob sich unwillig und wankte einige Schritte im Salon auf und nieder. Dann fuhr er fort:

„Und doch hattest Du nicht recht! Es ist ja das Alles Zufall und nur ein Thor klügelt aus einer Reihe von Zufällen sich ein System zurecht. Oder ist es nicht bloßer Zufall, wenn ein Genie auftaucht und

durch die Kraft seines Geistes das Schicksal von Millionen bestimmt? Ist es nicht Zufall, daß der Sohn, der mir ermordet wurde, einen reichen Vater hatte? Ist es nicht Zufall, daß die neckende Natur sich bei zwei Mädchen im Farbestoffe vergriff und das eine davon an die Spitze meines Dolches schleuderte? Wer sucht für eine Kette unseliger Zufälle Anlaß und Gründe? So wäre denn der Quell meiner Leiden nicht in meiner eigenen Lebensbahn zu finden! Ich hätte nur versäumt, über die Zufälle des Lebens mit kunstfertigem Sprunge hinweg zu balanciren."

Er lehnte sich über seine gefüllten Koffer und stützte den Kopf auf die hagern Hände:

„Ob Karl mit seinen Grundsätzen sich wohl behaglicher zu betten verstand als ich? Ich möchte unbemerkt ihn beobachten können. Sähe ich ihn, der, mich verfluchend, sich selbst als Apostel eines höhern Wesens träumte, — sähe ich ihn im Elend, so wäre sein Anblick Balsam für die Wunden meiner Seele. Ich will ihn sehen, wenn ich es kann, ohne mich vor ihm zu verrathen. Vielleicht spielt einer der Zufälle, an denen mein Leben so reich ist, ihn mir bald unter die Augen Ich will in der Nähe der Heimath bleiben, will endlich einmal ausruhen von den Mühen einer zwanzigjährigen Flucht. Mein unsichtbarer Feind, der in so vielen

Jahren mich nicht zu finden vermocht, wird wohl des Suchens endlich überdrüssig geworden sein. Und wenn nicht, — so sind ja hinter mir die Fäden längst so abgebrochen, daß er die rechte Spur unmöglich noch jetzt entdeckt. Was also sollte mich noch länger abhalten zu versuchen, ob sich meine Krankheit nicht durch Verwirklichung des Entschlusses heilen lasse, den ich einst am Hügelvorsprung von Allwind gefaßt?"

Ehe Sennore Astorga sich diese Frage beantworten konnte, wurde er durch ein wiederholtes Anklopfen in seinem Selbstgespräche unterbrochen. Es war der Oberkellner, der die Befehle des gnädigen Herrn für die Mittagstafel in Empfang zu nehmen wünschte.

„Zwei Couverts", gab Astorga kurz zur Antwort.

„Unten im Speisesaal?" fragte der Oberkellner.

„Oben in meiner Etage", erwiderte Astorga. „Wenn aufgetragen sein wird, so sagen Sie es meinen zwei Dienern, nicht mir."

„Befehlen der gnädige Herr sonst noch Etwas?"

„Nach Tisch eine Equipage, zu einer Spazierfahrt nach Bad Schachen und Allwind."

Der Oberkellner verbeugte sich und ging.

Zehn Minuten später war die Tafel in einem Zimmer der ersten Etage gedeckt und die zwei Diener

Astorga's erhielten dem ertheilten Befehle gemäß Anzeige, daß jeden Augenblick servirt werden könne.

Der Oberkellner stand an der Thüre des improvisirten Speisezimmers, um die Bedienung in eigener Person zu leiten. Wie sehr erstaunte er, als statt des Sennore Astorga seine zwei Diener an der gedeckten Tafel Platz nahmen und tüchtig zu essen und zu trinken begannen, ohne sich um den Sennore zu kümmern!

„Sie wundern sich", redete ihn der ältere von den zwei Dienern an, „Sie wundern sich, daß der Sennore fastet und wir die Mahlzeit verzehren, die er bestellte! Das gehört zu den Pflichten unsers Dienstes."

Der Oberkellner hörte starr zu und wußte nicht, was er sagen sollte. Jener sah sich unwillkürlich um, ehe er in leiserm Tone fortfuhr:

„Treten Sie näher! Ich will Ihnen die Sache erklären. Der Sennore leidet an einer gar eigenthümlichen Krankheit. Er kann nichts Gekochtes riechen und nichts Geistiges vertragen."

„Wovon lebt er denn?"

„Von Thran, mit etwas Mehl und Wasser vermischt."

„Das muß ja ein abscheulich ekelhaftes Gericht sein."

„Dennoch ist es das Einzige, wovon er noch so

viel genießen kann, um nicht verhungern zu müssen. Alles Andere stößt er schauernd von sich, als ob ihm verpestetes Menschenfleisch gereicht würde. Der bloße Geruch einer Speise, selbst der feinsten, macht ihn ohnmächtig, der Duft der köstlichsten Getränke verursacht ihm Krämpfe. Kurz, Alles, wonach sich der Gaumen anderer Menschen sehnt, ist für die Geschmacksorgane seines Körpers mit Leichengeruch verpestet. Nur der eckelhafte Thran kommt ihm noch erträglich vor und er schlürft von der aus Fischfett, Wasser und Rohmehl selbstbereiteten Brühe, so wie der sich unter Schmerzen windende Kranke den bittern Arzneitropfen hinunterschlürft, von dem er Linderung hofft, das heißt, er greift nur dann nach der eklen Thranspeise, wenn die Qual des Hungers das Sträuben der Geruchsorgane in ihm überschreit. Und weil er in den Hôtels doch Etwas aufgehen lassen muß, so haben wir von ihm Befehl, frisch drauf los zu essen und zu trinken, was und so viel uns mundet. Das thun wir denn auch redlich. Ist's doch ohnehin das Einzige, was den Dienst bei solch eigenem Herrn erträglich macht."

„Befindet sich der Sennore schon lang in diesem Zustande?" fragte der Oberkellner neugierig.

„Seit ich Ihn kenne", fuhr jener fort. „Es mögen wohl schon etwas über zwölf Jahre sein. Damals

wohnte er vorübergehend in einem Hôtel zu Calcutta, wo ich als Kellner in Diensten stand. Ich erinnere mich nicht mehr des Namens, unter welchem er damals reiste. Mein Benehmen gefiel ihm und er ließ mir keine Ruhe, bis ich meinen Posten aufgab und Handgeld von ihm nahm. Das Dienstpersonal, mit welchem er in Calcutta angekommen war, ließ er reich beschenkt dort zurück und reiste mit mir allein ab. Sobald wir Hindostan im Rücken hatten, veränderte er auch seinen Namen, was seither noch öfter geschah."

„Und seither bliebt Ihr immer auf Reisen?"

„Seither, und wer weiß, wie lange vorher schon der Sennore ruhelos umhergewandert ist! Er hält es nirgends lange aus. Kaum glauben wir die Zimmer nach seinem Geschmacke eingerichtet zu haben, so heißt's wieder, eingepackt und morgen weiter! So kam ich mit ihm schon durch drei Erdtheile. Auch hier wird er zum Abmarsch commandiren, ehe die Sitze unter uns warm geworden sind."

„Und kennt keiner von Ihnen seine ursprüngliche Herkunft?"

„Mein Kamerad da weiß noch weniger als ich, denn er ist kürzere Zeit beim Sennore", fuhr der Diener fort. „Wir grübeln auch nicht weiter nach Sehen wir doch, daß sein Reichthum unerschöpflich

und folglich wir bei ihm geborgen sind. Manchmal freilich befällt uns ein Grauen, besonders zur Nachtzeit."

„Zur Nachtzeit?" fragte der Oberkellner hastig. „Warum gerade zur Nachtzeit?"

„Weil seine Krankheit bei Nacht in ein eigenthümliches Fieber umschlägt, das auch uns schlaflose Stunden bereitet. Sobald die Finsterniß hereinbricht, fühlt der Sennore Athmungsbeschwerden und schreit nach Luft und Licht. Er schleicht dann ängstlich aus einem Zimmer ins andere und wähnt in jedem dunkeln Winkel eine nach ihm greifende Hand zu sehen. Kalter Angstschweiß rieselt über seine Stirn herab und er führt gar seltsame Reden mit Gestalten, die Keiner von uns zu sehen vermag. So geht es oft halbe Nächte lang fort, bis er endlich ohnmächtig zusammenbricht und die Ermattung ihn in einen von ängstlichen Träumen gequälten Schlaf einwiegt."

Der Ton einer Klingel unterbrach die Fortsetzung des Gesprächs. Der Oberkellner und beide Diener sprangen rasch auf und eilten nach der Thüre des Salon, um die Befehle des gnädigen Herrn in Empfang zu nehmen. Sennore Astorga kam ihnen, in einen grauen Mantel gehüllt, entgegen.

„Ist eingespannt?" fragte er kurz.

Ja, Sennore", entgegnete der Oberkellner.

Schon eine halbe Stunde später stieg Sennore Astorga vor dem Bade Schachen wieder aus und wankte, auf seinen Stab gestützt, an der Seeseite des Gasthauses über die Terrasse hin.

„Hier ist noch die alte patriarchalische Einfachheit", sagte er zu sich selbst. „Sogar der Tisch, über welchen Eskobadi wie eine Eidechse hingekauert lag, und die Bank, auf der Posa Karl seinen Philipp abfahren ließ, scheinen noch dieselben zu sein. Sie sind morsch vor Alter. Von dort herüber warf Grotte seinen strafenden Blick, — Grotte, der seither wohl längst in den Hafen des großen Nichts einlief. Was ist doch der Mensch! Ein Stück Holz, das Jahr aus Jahr ein dem zerstörenden Einfluß der Elemente preisgegeben wird, lebt länger als er. Weg mit diesen Bildern aus längst begrabenen Tagen!"

Er wendete sich nach der westlichen Seite, um den Pfad aufzusuchen, der längs des Strandes an elenden Bauernhütten vorüber nach dem Hügelvorsprung von Allwind führt. Wie sehr staunte er, als er schon nach ein paar hundert Schritten durch ein unscheinbares Pförtchen hart am Ufer in einen Park gelangte, dessen geschmackvolle Anlage und üppige Vegetation ihn plötzlich um mehr als hundert Stunden südlich

unter den Himmel Italiens gezaubert zu haben schien. An Stelle der ihm noch wohlbekannten Idylle erhob sich vor seinen Augen ein wahrer Feensitz und nichts ließ mehr die ländliche Einfachheit von ehedem erkennen, die hier den veredelnden Gebilden der Grazien hatte weichen müssen.

Er blieb nicht lange stehen, denn das Ziel seines Ausflugs war Allwind.

Auf der Westseite des Parkes streifte er zufällig die einzige Stelle, die von den Grazien für würdig befunden worden war, als Denkzeichen eines untergegangenen Jahrhunderts der Zukunft erhalten zu bleiben.

Es war dieß die Ruine des alten Tegelstein.

„Dir zur Lehr' und Warnung", flüsterte er für sich hin. „Dir zur Lehr' und Warnung, sagte Karl, als er auf diesem Platze das Märchen von der stolzen Edelfrau erzählte, die hier auf hartem Gestein allnächtlich sitzt und weinend Kränze für das Reich der Todten windet."

Ein Vogel flatterte eben hart neben ihm im Gebüsche auf und flog dann kreischend ins Dickicht hinein. Astorga blickte erschrocken um sich und eilte weiter.

Bald hatte er das Ende des Parkes erreicht und trat auf den reich mit Fruchtbäumen beschatteten Wiesengrund heraus, der noch zwischen ihm und dem Ziele

seines Ausflugs lag. Kaum traute er seinen Augen, als er statt der bekannten Bauernhütte von ehedem oben auf dem paradiesischen Hügel ebenfalls ein stattliches Schloß gewahrte, das wie eine Königin auf ihrem erhabenen Throne, stolz und majestätisch von seinem rebenumrankten Piedestal herab Land und Wasser zu beherrschen schien.

„Wie?“ rief er aus und begann heftig zu zittern. „Wäre das vielleicht gar Karls Werk? Unmöglich! So kann mich am Abend meines Lebens der neckische Zufall nicht äffen, daß ein Träumer erreicht hätte, was der genialste Spekulant des Jahrhunderts mit all seinen Millionen vergebens angestrebt.“

Er eilte vorwärts und kam fast athemlos auf der Höhe an. Ehe er durch das niedere Gitterthor in den Schloßgarten eintrat, lehnte er sich an die Mauer und warf einen Blick auf die Umgegend.

„Ein majestätisches Rundgemälde!“ gestand er sich selbst. „Der Punkt liegt hoch über der Gegend und doch nicht hoch genug, um schwachen Nerven Schwindelanfälle zu bereiten. Hier mag eine kranke Seele wohl genesen können.“

Er trat durch das Pförtchen in den Park ein und ließ sein Auge flüchtig über die Facade des Schlosses und über die Anlagen gleiten:

„Nicht so kostbar, als die Dallmavi'schen Gärten zu Puebla, und dennoch reizender als Dallmavi's Gärten! Die Besitzung muß mein werden, wenn sie um Gold zu haben ist.“

Noch unentschlossen, was er zunächst beginnen wolle, wanderte er an der Nordseite des Schlosses vorüber auf den westlichen Hügelvorsprung. Dort begegnete er einem mit Reinigen der Kieswege beschäftigten Diener und stellte an ihn die Frage:

„Der Besitzer heißt wohl Karl Balduin?“

Der Angeredete schaute den unheimlich hagern Fremdling mit großen Augen an und entgegnete dann kopfschüttelnd:

„Wie käme der Doctor Balduin zu solchem Glanze!“

„Du kennst den Doctor also?“ fuhr Astorga fort.

„Wer sollte ihn bei uns nicht kennen! erwiderte jener feurig. „Das wäre eine wahre Schande. Ist er doch nicht weit von hier geboren und zählt jetzt zu unsern beliebtesten Volksschriftstellern. Die Bauern in seiner Heimat, alberne Leute ohne Bildung, die meinen freilich, er sei nur ein verstickter Student, weil er Nichts von alledem geworden ist, was in ihren Bauernbegriff hineinpaßt. Hier aber wissen wir das besser. Ich werde nie vergessen, was mein Herr über ihn urtheilte.“

„Und was urtheilte Dein Herr?“

„Daß Balduin ein Mann sei, welcher der ganzen Gegend Ehre mache.“

„Wohnt er in der Nähe?“

„Nein. Der Doctor wurde früher oft verfolgt und zog sich schon vor langer Zeit in die Schweiz zurück.“

„In welche Stadt?“

„Das weiß ich nicht.“

„Und wer hat dieß Schloß erbaut?“

„Es gefällt Ihnen wohl?“

„Wem gehört es?

„Der Wittwe des Mannes, der es bauen ließ.“

„Und dieser Mann war?“

„Der Bruder und Associé des Kaufmanns, welcher den prachtvollen Lindenhof da unten baute, aus dem Sie eben heraufgekommen sind.“

„Also sind die Gründer zwei Fremde?“

„Nein, Herr. Zwei Lindauer Kaufmannssöhne, auf welche unser ganzer Bürgerstand mit Recht stolz sein kann. Von Hause aus nicht vermögend, wanderten sie nach Genua aus und kehrten nach einem Jahrzehnt wieder als gemachte Leute zurück, die ihr Vermögen nach Millionen zählen.“

„Und waren die zwei Brüder glücklich?“

„Gewiß, so lange sie lebten. Nur dauerte das nicht ewig. Keiner wurde alt.“

„Also sind die Gründer todt? Folglich ist wohl Schloß Allwind zu kaufen?

„So fragte schon einmal Jemand, der mehr war als Sie.“

„Wer fragte so?“

„Ein König. Er wurde abschlägig beschieden. Da bot er eine Million. Wieder hieß es: nein! Er bot zwei, drei Millionen. Um keinen Preis, lautete die Antwort. Die Besitzerin hat ohnehin schon mehr Geld als sie braucht, drum ist ihr dieß Paradies nicht feil.“

Astorga warf noch einen mürrischen Blick auf die Besitzung und schritt dann langsam wieder den Hügel hinab, der Straße zu, auf welcher ihn seine Equipage erwartete. Er hatte mehr Stoff zum Nachdenken erhalten, als ihm lieb war.

Sobald er in seinem Hôtel wieder anlangte, gab er Befehl, ohne Säumen einzupacken.

„Wohin?“ fragten beide Diener.

„Mit dem nächsten Dampfboot in die Schweiz.“ engegnete er barsch, und warf sich seufzend auf das Sopha.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Häusliches Stillleben.

„Lustig sei und leuchtend des Menschen Stirne!
Nur dem Fröhlichen blüht der Baum des Lebens,
Dem Unschuldigen rinnt der Born der Jugend
Auch noch im Alter."

Arndt, Gedichte.

Zwanzig Jahre nach der am Schlusse des vorigen Buches erzählten Katastrophe lebte am Ufer eines reizenden Gebirgssees in der Schweiz eine Familie, der man auf den ersten Blick ansehen konnte, daß sie, wenn auch nicht reich, doch wahrhaft glücklich war. Das Haupt dieser Familie mochte ein Mann von etwas über sechszig Jahren sein. Seine tief gefurchte Stirne verrieth den Denker und erfahrenen Weltmann, sein frisches Aussehen ließ auf zufriedenen Sinn und noch

jugendlich sprudelnde Lebenskraft schließen. Die Frau des Hauses war bedeutend jünger als der Mann. Sie konnte ihrem Aeußern nach das fünfundvierzigste Lebensjahr kaum überschritten haben. Im Ausdruck ihres feinen Gesichtes spiegelte sich ein sanfter Charakter und eine ausnehmend wohlthuende weibliche Anmuth ab. Zwei wohlerzogene Kinder, ein Mädchen von zwölf und ein Knabe von vierzehn Jahren erhöhten und vollendeten das bescheidene Glück des mit seinem Schicksal zufriedenen Ehepaars.

Das Landhaus, welches diese Familie als ihr Eigenthum bewohnte, lag unmittelbar am Gestade des Sees. Es war weder groß noch besonders werthvoll. Im Innern aber herrschte musterhafte Ordnung und Reinlichkeit. Ein reich beschattetes Gärtchen und eine erhöhte Laube vor demselben, eine Badehütte am Gestade und ein im Wasser schaukelnder Kahn, die harmonisch zum Ganzen paßten, gaben der kleinen Besitzung ein äußerst freundliches Aussehen.

An einem schönen Sommernachmittage des Jahres 1855 saß Frau Annette, die Mutter des Hauses, in der Gartenlaube und arbeitete emsig an einer Stickerei, mit der sie ihren Gatten an seinem bevorstehenden Geburtstage überraschen wollte. Ihr Töchterchen Ulrike gätete in ihrer Nähe das Unkraut aus einem Blumen-

beet. Otto, das Söhnchen, ließ sich im Kahn vom Tanze der Wellen schaukeln und schien daneben eifrig in einem Buche zu studiren, aus dem er nur selten aufsah und seinen Blick dann flüchtig über den See hinüber oder auf die pitoreske Gebirgslandschaft gleiten ließ.

„Mutter", begann Ulricke, „erlaubst Du, daß ich mir aus diesen Blumen ein Bouquet pflücke?"

„Thu das, mein liebes Kind, wenn es Dir Freude macht", entgegnete Frau Annette freundlich, ohne sich in ihrer Arbeit stören zu lassen.

Das Mädchen wand aus Blumen ein mit Geschmack zusammengesetztes Sträußchen und trat dann in die Laube:

„Weißt Du, liebe Mutter, für wen ich dieß bestimmte?"

Frau Annette lächelte und gab dem Kinde einen Kuß.

„Recht so, Ulrikchen", sagte sie, „recht, daß Du nie vergißt, dem Vater frische Blumen auf den Arbeitstisch zu besorgen, wenn die alten welk sind. Er liebt das und Deine Aufmerksamkeit macht ihm Freude."

„Mutter", begann das Mädchen wieder, „es hat vorhin drei Uhr geschlagen und auch das Feuer im Herd ist längst ausgegangen. Unser Kaffee wird kalt. Soll ich nicht den Vater rufen?"

„Der Vater hat eine wichtige Arbeit, die noch heute fertig werden soll“, entgegnete Mutter Annette. „Wir müssen also warten. Er wird ungerufen kommen, sobald er kann.“

Jetzt sprang auch Otto aus dem Kahne fröhlich in die Laube herein:

„Endlich, Mutter, endlich sitzt das Gedicht in meinem Kopfe fest. Ich werde es an Vaters Geburtstage vortragen, daß er an meinem Glückswunsch seine Freude haben soll.“

Mutter Annette wollte ihrem Söhnchen etwas Verbindliches über diese Mittheilung sagen, da öffnete sich die Thüre des Wohnhauses und unterbrach vorläufig das Gespräch.

„Papa kommt!“ flüsterte Ulrikchen der Mutter zu. Diese verbarg rasch ihre Stickerei unter der Schürze.

Der Papa trat lächelnd näher und schmauchte daneben gemächlich sein Pfeifchen.

„Ich habe schon bemerkt“, begann er neckend, „daß Ihr Geheimnisse vor mir zu verbergen habt!“

„Ei freilich“, entgegnete Mutter Annette in demselben Tone, „es ist eine großartige Verschwörung gegen Dich im Anzuge.“

„Nun denn — ich lasse sie ausbrechen und biete nicht einmal meine Polizei auf.“

Der Papa schüttelte, während er dieß sagte, die Asche aus seinem Pfeifchen und begann neu zu stopfen. Dann fuhr er fort:

„Ei, Kinder, Ihr habt ja Euern unvermeidlichen Nachmittagskaffee nicht getrunken, wie ich merke. Die Tassen stehen noch so sauber auf dem Tisch, als ob sie eben erst vom Töpfer gekommen wären.“

„Das kommt daher, weil Papa sich zur Partie nicht eingefunden hat“, fiel Ulrikchen ein.

„Und Du weißt, daß es Allen am besten mundet, wenn der Papa in unserer Mitte sitzt“, ergänzte Mutter Annette.

„Ueberdieß“, ergriff Otto das Wort, „überdieß war auch meine Wenigkeit durch wichtige Geschäfte bis jetzt abgehalten, ganz wie der Papa.“

„Du?“ wendete der muntre Alte sich gegen seinen Liebling um und faßte ihn scherzend beim Ohr. „Du auch wichtige Geschäfte? Gesteh sogleich, was Du getrieben hast!“

„Ei, Vater“, entgegnete Otto und entzog sich durch eine schalkhafte Verbeugung dessen Handgriffe, „mein Geschäft gehört zur großartigen Verschwörung, und da Deine Polizei nichts davon entdeckt, so werde auch ich nichts plaudern.“

„Also allgemeine Rebellion gegen das Oberhaupt

unserer häuslichen Republik?“ lächelte der Papa. „Nun — meinetwegen! Ich bin keiner von den Thoren, welche da wähnen, daß sie den Strom des frischen Zeitgeistes zurückdämmen könnten in seine unscheinbare Quelle. Macht Ihr's aber klüger als weiland meine Landsleute Anno acht und vierzig! Sonst kommt Ihr dennoch gegen mich nicht auf.“

Er setzte sich an den Tisch und zündete sein frisch gestopftes Pfeifchen wieder an. Dann dampfte er behaglich Rauchwolken vor sich hin und fuhr fort:

„So schleppt denn jetzt unsere Kannen herbei, weil ich doch einmal verurtheilt bin, bei Euerm Kaffee die Stelle des Zuckerbrods zu vertreten, das Euch gewöhnlich fehlt.“

Mutter Annette eilte in die Küche und Ulrikchen hüpfte ihr händeklatschend nach. Bald stand der Kaffee auf dem Tische. Mutter Annette mit den beiden Kindern setzte sich neben den Papa und schenkte die Tassen voll. Nun ging das Gespräch in der bisherigen Traulichkeit wieder fort und dehnte sich bald scherzend bald ernst über verschiedene Angelegenheiten der kleinen häuslichen Freuden und Leiden aus.

Als die leeren Kannen und Tassen wieder in die Küche zurückgetragen waren, begann der Papa:

„Jetzt habe ich Euch noch einen Vorschlag zu

machen, liebe Kinder. Das Buch, an dem ich über ein halbes Jahr lang geschrieben, ist heute endlich fertig geworden. Es wird mir ein hübsches Sümmchen tragen und so darf ich mir wohl erlauben, den Rest des Tages zu feiern. Das Wetter ist so schön, ist zu einem kleinen Ausflug ins Freie so einladend. Wir wollen auf unserm Kahn über den See hinüberfahren. Dort lassen wir im Gasthof zum Hecht eine tüchtige Portion Fische zum Nachtessen braten und thun uns gütlich vom selbstgebauten Bergwein des Wirthes. Dann, bei Mondschein, geht's singend und musicirend wieder in unser stilles Asyl zurück. Du, Otto, nimmst Deine Zither mit Dir. Heute ist gerade Windstille, und so können wir uns einmal an dem wundervollen Echo ergötzen, das in der Nähe des jenseitigen Ufers jeden Ton viermal wieder zurückschallen läßt."

„Und Vollmond ist auch", rief Otto klatschend. „Das muß auf der Rückfahrt ein prächtiger Anblick sein."

„Und dazu das vierfache Echo", ergänzte Ulrikchen und klatschte ebenfalls.

Beide Kinder hüpften vor Freude.

„Nun, so macht Euch reisefertig!" schloß der Papa. „Die Toilette soll uns nicht lange aufhalten, wir sind ja auf dem Land. Nehmt zur Vorsicht für

die Nacht vier Shawls in den Kahn und dann soll sogleich in die hohe See gestochen werden."

„Lieber Karl, Du vergaßest, daß wir heute noch Besuch erwarten", fiel jetzt Mutter Annette ein. „Unsere Base hat sich angesagt."

„Das weiß ich, mein Engel", entgegnete der Papa. „Schau nur dort hinauf. Bäschen Mathilde steigt mit ihrer rabenschwarzen Freundin schon über den nächsten Hügel herab und wird hier sein, ehe unser Fahrzeug zum Auslaufen parat ist. Sie soll die Partie mitmachen. Ein Bischen Abwechslung in ihrer Einsamkeit wird der guten Frau so wohl bekommen, wie uns selbst."

Der Leser hat wohl längst errathen, daß er sich hier im Familienkreise des Doctor Karl Balduin befindet. Während die Gesellschaft sich zur idyllischen Seefahrt anschickt, wollen wir einen Blick auf die Ereignisse zurückwerfen, welche zwischen Mathildens Flucht aus Dallmer's Palast in Puebla und zwischen der heutigen Wiederbegegnung liegen. Wir können uns kurz fassen.

Nachdem Balduin und Mathilde i.. Charleston die unglückliche Fiore losgekauft und dann in Milfers am Delaware nicht ohne Schwierigkeit die großälterliche Erbschaft in Empfang genommen, waren sie nach

Deutschland zurückgekehrt. Bald nachher hatte Balduin einen Herzensbund geschlossen, der, wie wir bereits sahen, nichts zu wünschen übrig ließ. Bäschen Mathilde schloß sich den Neuvermählten aufs innigste an und ward von denselben als ein liebes Glied der Familie gehalten. Auch Fiore, Mathildens unzertrennliche Gesellschafterin, fand in ihrem Hause stets eine freundliche Aufnahme. Die Erschütterungen des Jahres 1848, in welchen Balduin eine hervorragende und ehrenvolle Rolle gespielt, veranlaßten ihn, nach der Schweiz auszuwandern. Mit tiefer Wehmuth, die nur die Zeit heilen konnte, gab er sein engeres Vaterland und den unsern Lesern aus dem Anfang dieser Erzählung wohl noch erinnerlichen Entschluß auf, sich in oder bei Allwind anzusiedeln. Er wählte zu seinem Asyl ein Plätzchen, welches mit der Lage jenes Hügels einige Aehnlichkeit hatte und ihm im Laufe der Zeit zur zweiten Heimat wurde. Mathilde wollte nicht allein zurückbleiben. Sie folgte mit ihrer Fiore dem ihr bereits unentbehrlich gewordenen Ehepaar nach und kaufte in der Nähe von Balduin's idyllischer Besitzung eine bescheidene Villa, in der sie nach so vielen durchkämpften Stürmen seither ein zufriedenes und durch die Würze wahrer Freundschaft geadeltes Leben führte. Balduin's Kinder, die sie aufs zärtlichste liebte, boten ihr Ersatz

für den Verlust ihrer eigenen Familie, und es war in dem stillen Kreise längst ein öffentliches Geheimniß, daß Bäschen Mathilde zum Danke für ihre Erlösung aus Dallmers Klauen das großälterliche Vermögen auf die Nachkommenschaft ihres Befreiers übererben werde.

Kehren wir nach dieser Abschweifung jetzt wieder zu unserer Gesellschaft zurück, die inzwischen über den kleinen See hinüber ruderte und sich bereits im kühlen Walde verlor. Die Flüchtlinge müssen auf der Fahrt ihren Reiseplan geändert haben, denn so lange wir auch im Gasthofe zum Hecht auf sie warten, bleiben wir doch dort allein sitzen. Erst am späten Abend begegnen wir ihnen endlich in dem Augenblicke wieder, wo sie in heiterster Laune den Kahn besteigen, um die Heimfahrt anzutreten.

Der Vollmond stieg eben über die Spitzen der Hochalpen empor und betrachtete neugierig sein eigenes Bild in dem von keinem Windhauche gekräuselten Spiegel des Sees. Von den Sennen herab ertönte das Glockengeläute der weidenden Heerden, hie und da durch einen übermüthigen Jodler oder durch den Klang einer Schalmeie unterbrochen. Es war eine herrliche Sommernacht.

Balduin stieß den Kahn vom Ufer ab und trieb

ihn mit einigen kräftigen Ruderschlägen auf die Höhe des Sees hinaus. Dann zog er die Ruder ein und überließ das Fahrzeug für einen Augenblick seinem Schicksal.

„Die Natur bleibt doch der größte Künstler", begann er und versenkte sich in die Betrachtung der lieblichen Landschaft, deren Colorit im Halblicht des Mondes einen feenhaften Zauber entfaltete. „Oder wo wäre der Maler, welcher die Reize dieses Bildes zu überbieten vermöchte?"

„Und wo das Kunstwerk, dem in so hohem Maße die anregende Kraft inne wohnte, welche wir aus dem Anblicke der ewig jungen Natur für uns selbst schöpfen?" bemerkte Mathilde.

„Ja die Natur ist eben kein Menschenwerk", ergänzte Annette. „Sie ist ein Spiegelbild des ewig waltenden Gottes, ist das aufgeschlagene Buch der Offenbarung seiner Herrlichkeiten."

„Du triffst den Nagel immer auf den Kopf, Mutter", wendete Balduin sich gegen seine Gattin und drückte herzlich deren Hand. „Was aber sagen unsere Kinder dazu?"

„Wir können nur stumm bewundern", antwortete Otto fromm.

„Werden wir heute auch noch das Echo hören,

das uns der liebe Papa versprach?“ wagte die kleine Ulrike schüchtern zu fragen.

„Freilich, mein liebes Kind“, versicherte Balduin. „Wir sind hier eben zur Stelle. Ruf', so laut Du kannst, und dann höre!“

Das Mädchen schrie aus voller Brust: „Laß Dich hören!“

„Hören“, klang es augenblicklich vom nächsten Berge zurück. „Dich hören“, wiederholte es gleich darauf dumpfer aus einer Waldschlucht. „Laß Dich hören“, rief es nach einer halben Sekunde von einer vorspringenden Felswand herab. „Laß Dich hören“, tönte es nach einer Seknnde gleichzeitig von mehreren Seiten herüber.

Die kleine Ulrike erschrack fast über diese Vervielfältigung ihrer eigenen Stimme.

„Stehen da drüben Leute, die mich ausspotten?“ fragte sie ängstlich und schmiegte sich an ihre Mutter.

„Das sind die Kobolde des Berges“, antwortete Otto neckend. „Sie fuhren erzürnt auf, weil sie durch Dein Geschrei aus dem Schlafe gerissen wurden.“

„Nicht doch, mein Sohn!“ berichtigte Balduin in freundlich verweisendem Tone. „Belehre Dein Schwesterchen!“

Er griff wieder nach dem Ruder und trieb den Kahn vorwärts. Otto begann:

„Liebes Ulrikchen, Kobolde oder Erd- und Berggeister existiren nur im Buche der Fabeln. Es kann also nicht ihre Stimme sein, was Du eben vernahmst. Auch befinden sich an den steilen Felsenwänden da drüben keine Menschen, die Dich etwa nachgeäfft hätten. Vielmehr vernahmst Du viermal nach einander nur Deine eigene Stimme wieder.“

„Wie kann man seine eigene Stimme viermal hören, wenn man nur Einmal spricht?“ fragte Ulrike naiv.

„Es gibt sogar einen Ort, wo man sie vierzigmal hört“, versicherte Otto. „Das ist in der Villa Vimourtia unweit Mailand.“

„Wie aber geht das zu, lieber Bruder?“

„Das will ich Dir ja eben erklären, mein theures Schwesterchen. Merke jetzt wohl auf! Der Schall aus Deinem Munde wird von der Schwingung der Luft nach allen Seiten hin fortgetragen. Schlägt er in eine entfernte feste Wölbung an, dann prallt er wieder zurück, statt noch weiter vorwärts zu laufen. Und so oft er in einer nähern oder entferntern Wölbung zurückprallt, so oft schlägt er auch in kürzern oder längern Zwischenpausen nochmal an Dein Ohr. Hast Du mich verstanden?“

Ulrike nickte.

„Es ist also", sagte sie, „es ist mit dem Echo ungefähr, wie wenn ich einen Stein ins Wasser werfe. Der Stein schlägt einen Ring. Der Ring wird immer größer, und wenn er auf einer unterhöhlten Uferstelle anschlägt, so läuft eine Welle wieder zurück bis an den Punkt, wo der Stein ins Wasser fiel."

„Ungefähr so", bejahte Otto. „Auch kannst Du das Echo mit der Bewegung eines Gummiballs vergleichen, den man in gerader Richtung an eine Wand wirft. Er prallt wieder auf die Stelle zurück, von der aus er geworfen wurde."

Vater Balduin und Mutter Annette hörten diesem Zweigespräche ihrer Kinder mit älterlichem Wohlbehagen zu. Fiore und Mathilde theilten die Freude der Aeltern.

„Das verdient eine Belohnung", wendete sich die Letztere gegen Balduin. „Vetter, ich sehe hier eine Zither, und die guten Kinder haben heute Deine Stimme noch nicht gehört."

„Bäschen Mathilde weiß mich auf zarte Art an mein Versprechen zu erinnern", antwortete Balduin.

„An ein Versprechen, das Du mir gabst?" fragte Mathilde überrascht.

„Ja, liebes Bäschen", versicherte Balduin. „Ich

versprach, das Lied, welches ich in meiner neuesten Erzählung der harrenden Braut in den Mund gelegt, Dir vorzusingen, sobald ich mit der Erzählung fertig sein werde. Heute habe ich das letzte Kapitel geschrieben."

„Das ist herrlich", fiel Mathilde ein und klatschte in die Hände. „Werde ich Dich zum zweiten Mal bitten müssen?"

„Nein, Bäschen", entgegnete Balduin mit einer schelmischen Verbeugung. „Ich will artig und gehorsam sein. Otto, nimm Du einstweilen die Ruder zur Hand!"

Er griff nach der Zither, präludirte und sang:

Mir ist so wundersam hier innen,
So weh und doch von Freud' so voll!
Sag' an, mein Herz, wie in Dir drinnen
Ich diesen Zwiespalt deuten soll?
Wie gleich? Ja so! Es ist der Drang,
Von dem schon Mutter Eva sang:
Verlangen
Und Bangen
In harrender Brust,
Das webet durch Schmerzen
Dem Herzen
Die minnige Lust.

Es ringen Hoffnung sich und Zagen
In meiner Seele tiefstem Grund,
Doch hallt des Pulses feurig Schlagen
Als frohes Lied mir aus dem Mund!

Wie das? Ja so! Ich schweb' am Band,
Das Adam schon um Eva wand:
Erzielen
Und fühlen
Das werdende Glück,
Das bringet heut Sorgen
Und morgen
Die Ruhe zurück.

Ein stilles Sehnen und ein Schauern
Dringt mir zur Seele tief hinein,
Doch mag mein Herz nicht klagend trauern!
Sag' an, Verstand, was soll das sein?
Was wohl? Ja so! Im Paradies
Die Psyche Hymen schon verhieß:
Im Triebe
Der Liebe
Entschwebe bald schön
Aus flüchtigem Leide
Zur Freude
In wonnige Höh'n!

Balduin hatte das Lied mit großer Kunstfertigkeit vorgetragen und mehr noch durch den Wohlklang seiner Stimme und die gefühlvolle Betonung, als durch den schlichten Inhalt der Worte, einen tiefen Eindruck auf den Kreis seiner Familie gemacht. Als er geendet, trat eine feierliche Pause ein. An die Stelle der bisherigen Heiterkeit war ein würdevoller Ernst getreten.

Nach einer längern Pause unterbrach Mathilde zuerst das allgemeine Schweigen.

„Dein Vortrag“, begann sie, „Dein ebenso inhaltreicher als anmuthiger Vortrag hat mich um vierzig Jahre zurück in die Zeit versetzt, in der ich über den Ocean hinüber segelte. Du faßtest in wohlklingenden Versen einen Theil jener Gefühle zusammen, von denen ich mich damals in eine Laufbahn voller Enttäuschungen fortreißen ließ.“

„Mein Lied drückt nur allgemeine Gefühle aus, die mehr oder weniger jede Braut empfindet“, entgegnete Balduin. „Dennoch mußte auch ich, als ich Dich während meines Gesanges plötzlich so ernst werden sah, unwillkürlich an Dein Schicksal denken. Schon seit Monaten beschäftigte mich die Geschichte Deines Gatten mehr, als Du vermuthest.“

„Aus welchem Grunde?“

„Wir hielten ihn bisher für todt, weil er schon seit zwanzig Jahren spurlos verschollen war. Vor einiger Zeit nun fiel mir in den Zeitungen die Personalbeschreibung eines Reisenden auf, der mich lebhaft an Dallmer mahnte.“

„Eines Reisenden, der Dallmer heißt?“

„Nein, aber die Beschreibung seiner Eigenheiten und seines Aussehens paßt ganz zu dem Bilde, welches

mir in meiner Phantasie von Dallmers jetziger Erscheinung vorschwebt, wenn ich mir ihn als noch lebend denke. Ueber die Vergangenheit des Reisenden, der unermeßliche Reichthümer mit sich schleppt, schwebt ein noch unenthülltes Dunkel. Er kommt vorgeblich aus Hindostan, gibt sich für einen Grand von Spanien aus und führt den Namen Annibal de Astorga."

„Astorga?" wiederholte Mathilde, heftig erschreckend. „Annibal de Astorga?"

„Wie, Base? fiel Balduin überrascht ein. „Dieser Name wäre Dir schon bekannt?"

„Ich hörte ihn heute früh zum ersten Mal aussprechen", versicherte Mathilde. „Mein Gärtner nämlich brachte mir die Nachricht, daß ein Grand von Spanien, Namens Annibal de Astorga, gestern das Schloß Hochalm gekauft habe. Wenn also Deine Vermuthung sich bestätigen würde, so wäre der Elende unser nächster Nachbar geworden."

„Dieser Kauf bestärkt meine Vermuthung", fiel Balduin ein. „Die Lage von Hochalm gleicht der von Allwind, für welches wir beide in unserer Jugend schwärmten."

Auf allen Gesichtern war der Ausdruck des Schreckens und der Bestürzung über diese unerwartete Nach-

barschaft zu lesen. Nur Balduins Miene blieb ruhig und sein Auge blitzte leuchtend auf.

„Was fürchtet Ihr?“ begann er feierlich. „Sind etwa wir die Schuldbeladenen und er der Reine? Ueberlaßt die Furcht dem, der Grund zu zittern hat! Würde Dallmer seine künftige Nachbarschaft ahnen, so, glaube ich, wäre er eher nach China gezogen, als in das stattliche Herrenschloß Hochalm.“

„Du hast recht, Vater“, sekundirte Annette. „Frauen sind eben ängstlicher, als ihr Männer. Und daß diese Begegnung angenehm sei, wird Niemand behaupten wollen.“

„Je nach Umständen“, entgegnete Balduin. „Uebrigens wird Dallmer uns schwerlich aufsuchen und froh sein, wenn wir ihn nicht wieder erkennen wollen.“

Während dieses Gespräches hatten sie das Land erreicht. Balduin und seine Familie gaben der Base noch das Geleite bis ans Gartenpförtchen ihrer Villa, dann suchten auch sie ihr idyllisches Häuschen auf und ließen sich von Morpheus in sanfte Träume wiegen

Dreißigstes Kapitel.

Die Begegnung.

„Freund! Unrecht thun, und Unrecht leiden,
Was wähltest Du Dir wohl von Beiden?
Ich? Keins! Denn Herz und Ehre spricht:
Laß jenes! Dulde dieses nicht!"
C. F. Kretzschmann, Epigramme.

Balduin war ein rastlos strebsamer Geist. Die Arbeit galt ihm als ein Vergnügen und er zählte die Stunden, in denen er schreibend und dichtend am Pulte seines einsamen Cabinets stand, zu den schönsten seines Lebens. Er schriftstellerte nicht aus Ehrgeiz, sondern aus innerm Drang. Lob und Anerkennung machten ihn nicht stolz, Tadel und Anfeindung entmuthigten ihn nicht. Den höchsten Lohn für seine Mühen suchte und fand er im eigenen Schaffen. Was nach Vollendung eines Werkes nachhinkt, der Erfolg, galt ihm nur

als Mühsal und Enttäuschung, um die sich zu ängstigen eines Volkslehrers unwerth ist. Hatte er eine Schöpfung in die Welt hinausgesendet, so vertiefte er sich ohne Zeitverlust schon wieder in eine neue Idee und strebte, ihr klaren Ausdruck und schöne Form zu geben. Darum gehörte er auch zu den wenigen bevorzugten Geistern, die unberührt von der Last der Jahre und vom Stachel anderer Lebensschicksale, sich einer ewigen Jugend zu erfreuen scheinen.

Schon am früheften Morgen nach der eben geschilderten Fahrt stand er, seiner Gewohnheit gemäß, wieder an seinem einsamen Pult und skizzirte die ersten Grundlinien zu einem neuen Werke. Nach ein paar Tagen war die Skizze fertig und die Ausarbeitung begann mit solchem Eifer, als ob er versäumte Jahre nachzuholen hätte. Seine Familie wußte, daß sie ihn im Momente des Schaffens nicht stören durfte. Dessenungeachtet trat Annette eines Vormittags zu ungelegener Zeit in sein stilles Arbeitszimmerchen. Es mußte etwas Dringendes sein, was sie bewegen konnte, selbst die Hausordnung zu stören, deren treue Wächterin sie sonst zu sein pflegte.

„Was gibt's, mein Engel?“ fragte Balduin freundlich und steckte seine Feder hinter's Ohr.

„Eine Einladung, die ich nicht zu beantworten

weiß", erwiderte Mutter Annette. „Ein Diener des neuen Herrn von Hochalm, des Sennore Annibal de Astorga, steht draußen. Astorga bittet um Deinen Besuch. Der Diener will Antwort haben, ob man Dich heute Nachmittag im Schloß erwarten dürfe."

„Astorga wünscht meine Bekanntschaft zu machen?" entgegnete Balduin verwundert. „Gut, ich werde kommen."

Annette ging, um diesen Bescheid an seine Adresse zu befördern.

Balduin versuchte wieder fortzuarbeiten. Aber es wollte nicht mehr gehen. Die Gedanken entwischten seinem Kopfe, ehe die Feder sie auf dem Papiere festbannen konnte. Die eben erhaltene Einladung beschäftigte seine Sinne und gab ihm Anlaß, sich selbst allerlei Fragen vorzulegen. Sollte Astorga wirklich, wie Balduin längst vermuthet hatte, nur ein fingirter Name sein, hinter dem sich der ehemalige Jugendfreund Julius verbarg? Und wenn das wäre, — was konnte ihn zu dieser Einladung bestimmen? Erinnerte er sich vielleicht nicht mehr, daß der Jugendgenosse Karl ihn längst auf ewig zu den Todten geworfen? Hatte er vielleicht schon Kunde, wie nahe Mathilde und Fiore sich bei ihm befanden? Wollte er im Gefühl der Reue vielleicht Verzeihung erflehen, oder trieb ihn die Furcht, einen Compromiß vorzuschlagen?"

Balduin hatte keine Antwort auf diese Fragen, aber er bedurfte auch der Antwort nicht, denn es waltete vom ersten Augenblicke an in seinem Innern kein Zweifel über den Ton, welchen er dem Sklavenhändler gegenüber anzuschlagen habe. Nach kurzem Bedenken griff er nach Hut und Stock und begab sich zu seiner Nachbarin, der Base Mathilde. Den Inhalt der Unterredung, welcher zwischen Beiden unter vier Augen stattfand, werden wir aus dem weitern Verlaufe der Ereignisse dieses Tages später leicht errathen.

Sobald die zweite Nachmittagsstunde geschlagen hatte, trat Balduin festen Schrittes und in stolzer Haltung den Weg nach Schloß Hochalm an, welches nur zehn Minuten von seinem Tusculum entfernt, gleich Allwind auf einem in den See vorspringenden Hügel lag und Wasser und Land in weitem Umkreise beherrschte. Der neue Besitzer des Schlosses saß eben in einem Erker des obern Stockes und schien in das vor seinen Augen ausgebreitete Panorama oder sonst in Gedanken vertieft zu sein. Er stand, als Balduin angemeldet wurde, sogleich auf und ging dem Eintretenden bis an die Thüre entgegen. Nachdem er ihn artig bewillkommt und zum Sitzen genöthigt hatte, nahm er ihm gegenüber Platz und begann:

„Vor Allem muß ich wegen meines Verstoßes ge-

gen die Convenienz um Ihre freundliche Nachsicht bitten. Es wäre meine Schuldigkeit gewesen, Ihnen zuerst meinen Besuch abzustatten. Leider aber fesselt ein hartnäckiges Unwohlsein mich vorläufig an mein Zimmer, und so blieb mir zur Anknüpfung einer angenehmen Bekanntschaft kein anderer Ausweg als der, welchen ich wählte."

Balduin machte eine kleine Verbeugung und schwieg. Sein Auge aber haftete fest auf dem unheimlich zusammengeschrumpften Antlitz seines Wirthes, in dessen finstern Zügen er vergebens nach irgend einem Zeichen forschte, das seinen Verdacht hätte bestätigen können. Es war ganz unmöglich, in diesem pergamentartigen Kopfe, der eher einer Mumie als einem noch lebenden Menschen anzugehören schien, irgend eine Aehnlichkeit mit Julius herauszufinden. Astorga schien den durchdringenden Blick seines Gastes entweder nicht zu bemerken oder nicht bemerken zu wollen. Er fuhr ohne Unterbrechung und scheinbar ganz unbefangen fort:

„Ehe ich dieß Schloß kaufte, bereiste ich Deutschland. Ich hörte dort überall den Namen Balduin mit Liebe und Verehrung aussprechen. Ich schätze mich glücklich, daß der Zufall mich zum Nachbar eines Mannes machte, dessen Geist in seinem Vaterland so schöne Triumphe feiert."

Balduin machte abermals eine kurze Verbeugung, verharrte jedoch in seinem Schweigen. Augenscheinlich lag entweder dieser Empfang außer seiner Berechnung, oder er harrte noch auf den rechten Moment, um eine Forschung, zu welcher das Aussehen und bisherige Benehmen seines Wirthes ihm keine Anhaltspunkte lieferten, in dessen Seele hinein zu spielen.

Auch Astorga ließ sich durch Balduins steife Ruhe in seiner scheinbaren Unbefangenheit nicht stören und fuhr in harmlosem Tone fort:

„Ich bin ein großer Verehrer des menschlichen Geistes und habe längst ein Genie Ihres Ranges in meine Nähe gewünscht. Ich verspreche mir vom Umgang mit Ihnen anregende Stunden für meinen Lebensabend. Und auch Ihnen ist vielleicht mit einem Freunde gedient, welcher sich in der Lage befindet, der Förderung literarischer Zwecke materielle Opfer bringen zu können und bringen zu wollen. Wir passen also zusammen. Schlagen Sie ein auf gute Nachbarschaft!"

Balduin zögerte, die hagere Hand zu ergreifen, die Astorga ihm entgegenstreckte.

„So schmeichelhaft auch Ihr Antrag lautet", begann er langsam, „muß ich dennoch bitten, einige Fragen stellen zu dürfen, ehe ich mich erklären kann."

Ueber Astorga's Antlitz flog eine finstere Wolke.

„Sie sind vorsichtig“, warf er schmerzlich lächelnd ein.

„Vorsicht ist die Mutter der Weisheit“, erwiderte Balduin ruhig. „Ich wäre nicht der Geist, für den Sie mich halten, wenn ich schon bei einer ersten flüchtigen Begegnung meine Freundschaft verpfändete, ohne auch nur nach dem Werthe des gebotenen Gegenpfandes zu fragen. Oder sollten wir uns vielleicht nicht so fremd sein, als es auf den ersten Blick scheint? Hätten wir uns schon früher einmal gesehen? Wären wir gar in der Jugend uns gegenseitig näher gestanden?“

Kein Zug in Astorga's Gesichte verrieth, daß diese Frage ihn überrasche. Der erste Angriff auf sein Inneres, so gut der Pfeil auch gezielt war, schien spurlos abgeprallt zu sein. Astorga schaute mit anscheinend aufrichtiger Verwunderung unverwandt in das Gesicht seines Gastes, und entgegnete nach einer Weile, in festem, fast stolz klingendem Tone:

„Ich bin Spanier. Meine Jugendzeit und die Jahre meiner Manneskraft sind in Hindostan begraben. Erst vor Kurzem betrat ich zum ersten Mal den europäischen Boden. Woher also Ihre mir unerklärliche Vermuthung?“

„Der Grund liegt sehr nahe“, erwiderte Balduin

ebenso bestimmt. „Ich bin Deutscher. Mein Hauptverdienst besteht in meiner Wahrheitsliebe und in meiner derben Offenherzigkeit. Ich kann mich nicht zu jenen kosmopolitischen Genie's zählen, welche die Welt auch über die Grenze ihrer engeren Heimat hinaus in Staunen und Bewunderung versetzen. Meine Feder war von jeher nur den lokalen Fragen meines Vaterlandes und den Stoffen aus meiner heimatlichen Geschichte gewidmet. Wie käme ein Fremder aus Hindostan dazu, in meiner Behandlung deutscher Leidensgeschichten einen Genuß für seinen Lebensabend zu suchen? Wie könnte er in Förderung meiner literarischen Zwecke ein Vergnügen für sich selbst hoffen? Ohnehin betraten Sie ja nach Ihrer eigenen Versicherung erst vor Kurzem zum ersten Mal europäisches Land. Folglich sind Ihnen wohl unsere Sitten noch fremd und Sie werden erlauben, daß ich sans façon über meine bescheidenen Zweifel mir nach dießländischem Gebrauche Gewißheit verschaffe."

Ehe Astorga die Verwirrung bemeisterte, in welche diese unerwartete Wendung des Gespräches ihn geschleudert, hatte Balduin mit flinker Hand schon den Shawl hinweggezogen, der dessen Nacken und Schultern lose umschloß. Ein Blick auf den bloßen Hals genügte, seine Zweifel zu lösen.

„Was soll das?“ fuhr Astorga auf.

„Es ist schon vorüber“, erwiderte Balduin ruhig. Die Narbe von der Wunde, welche der Arzt vor mehr als fünfzig Jahren dem skrophelkranken Knaben unter dem linken Ohre schnitt, sitzt noch am alten Flecke; und weiter unten auf dem rechten Arm fände sich wohl auch noch das Muttermahl, über welches wir als Knaben oft im Bade gelacht. Ziehe immerhin Deine Wolldecke wieder zusammen, wenn Dich mitten im Sommer bei uns friert, wie einst auf der Terrasse des Schachenbades den Indianer Eskobadi, dem Du gleichst!“

„Diese Behandlung, mein Herr —“

„Gefällt Dir nicht?“ fiel Balduin sarkastisch ihm in's Wort. „So sind wir in gleicher Lage. Was locktest Du unter falschem Namen mich hierher zu Dir? Was wolltest Du mich verleiten, durch Annahme Deines Blutgeldes mein Gewissen zu besudeln? Wähntest Du Dich vielleicht für gerechtfertigt, wenn es Dir gelungen wäre, durch die beabsichtigte Täuschung mich unwissend zur Verletzung des Ausspruches zu beschwatzen, den ich vor vierzig Jahren in Bad Schachen über Dich fällte? Doch — wozu Dir Vorwürfe machen! Deine Namensfälschung beweist, daß Du die Wucht des Fluches fühlst, den ich Dir schon damals prophezeite.“

„Mein Herr, ich verstehe eben so wenig Ihre Worte, als ich Ihr Benehmen begreife“, entgegnete Astorga frech.

Ohne sich durch diese dreiste Behauptung beirren zu lassen, fuhr Balduin ruhig fort:

„Die Unterhaltung, die ich Dir zu bieten vermag, dürfte Deinem Geschmacke kaum zusagen. Und ebenso wenig behagt mir etwas von dem Gelde, welches Du mit Menschenhandel erwarbst. Dennoch soll unsere Wiedererkennung nicht zwecklos vorübergehen. Du bestahlst vor vierzig Jahren meine nächste Anverwandte um eine beträchtliche Summe, und ich ergreife jetzt diese von Dir selbst geschaffene Gelegenheit, im Namen der Betrogenen jene Summe zu reclamiren.“

Mit diesen Worten zog er ein Blatt aus der Tasche:

„Lies!“

„Ich lese nichts“, entgegnete Astorga, barsch ablehnend.

„Und ich rathe Dir wohlmeinend, weniger trotzig zu sein, wenn Du nicht willst, daß ich Dein Incognito vor aller Welt lüfte“, bemerkte Balduin in entschiedenem Tone und hielt ihm das Blatt vor Augen.

Astorga warf dem Unerbittlichen einen grimmigen Blick zu und las dann.

Der Inhalt der Schrift lautete:

„Ich bevollmächtige hierdurch meinen Vetter, Herrn Doctor Karl Balduin, meine Rechtsansprüche zu vertreten gegen meinen weiland Gatten Julius Dallmer, vulgo Dallmavi, welcher kürzlich unter dem erdichteten Namen Astorga das Schloß Hochalm käuflich erworben hat.

Mathilde Dallmer, geb. Alimonti"

Astorga wendete sich, nachdem er diese Zeilen gelesen, wieder gegen Balduin:

„Mathilde also lebt noch?"

„Sie ist unsre nächste Nachbarin."

„Und was begehrt sie von mir?"

„Rückerstattung jener Kapitalien, welche sie mit sich nach Mexiko brachte und Du ihr dort unter erheuchelten Vorspiegelungen abgeschwindelt hast."

„Mathilde ist mir treulos entflohen und hat dadurch jeden Anspruch an mich verwirkt. Ich werde mich zu Nichts verstehen."

„Dann wirst Du mehr verlieren, als diese Summe, die für Dich eine Kleinigkeit ist. Wir leben hier nicht im rechtslosen Tlaskala. Mathilde ist Bürgerin der Schweiz geworden und steht unter deren Schutz. Der Proceß wird Aufsehen machen und in wenigen Wochen werden Deine Gegner erfahren haben, wo der

flüchtige Giulio Dallmavi aus Puebla endlich zu finden ist."

Astorga schauerte zusammen.

„Werdet Ihr schweigen, wenn ich zahle?" fragte er nach einer Weile mit bebender Stimme.

„Ja, unter zwei Bedingungen."

„Die lauten?"

„Du wirst uns nie kennen. Sollten wir uns zufällig irgendwo begegnen, so sind wir uns fremd."

„Zugestanden. — Die zweite Bedingung?"

„Du wirst weder gegen mich, noch gegen Mathilde oder Fiore, die bei ihr lebt, auf Rache brüten. Widerführe Einem von uns oder meiner Familie ein Unfall, so wüßte Tags darauf die ganze Welt, wie der wahre Name des neuen Herrn von Hochalm lautet."

Astorga warf seinem ehemaligen Jugendfreunde einen fast verächtlichen Blick zu, ehe er das Wort herausstammelte:

„Zugestanden!"

Dann zog er aus einem Pult einen Pack Staatspapiere hervor und zählte die Summe von einmalhundert und dreißigtausend Thalern auf den Tisch.

„Hier ist das Kapital, welches Mathilde mir zugebracht!"

Er zählte weiter, nochmal eine Summe von zweimalhundert und sechszigtausend Thalern:

„Und hier sind auch die Zinsen für die vierzig Jahre, während welcher das Kapital in meinem Geschäft spielte.“

„Das Kapital nehme ich für meine Clientin, die Zinsen behalte!“ sagte Balduin und schob die Summe von zweimalhundert und sechzigtausend Thalern wieder zurück.

„Ich will kein Geschenk von dem Weibe, das mich treulos verließ“, fiel Astorga finster ein und setzte ironisch bei: „Mathilde und Du, der sich gegen meine Rache verschanzen zu müssen wähnt, Ihr sollt mir nicht nachsagen können, daß ich schmutzig abgerechnet habe.“

„Um nobel abrechnen zu können, bist Du mit all Deinem Reichthum ein viel zu armer Teufel“, erwiderte Balduin bitter. „Das Geld, welches Du durch Deinen Handel mit Menschenfleisch erwarbst, verachten wir. Und Selbsterworbenes, das redliches Gut wäre, besitzest Du nicht einen Heller. Wolltest Du alle Deine Schulden auszahlen, so wärst Du der bedürftigste Bettler, der je auf Gottes Erdboden nackt und bloß einher gewandelt ist.“

Mit diesen Worten steckte Balduin Mathildens Kapital zu sich und wollte gehen.

„Noch ein Wort!“ rief Astorga ihm nach.

„Was soll's?“ entgegnete Balduin und hielt inne.

„Du überhobst Dich stolz“, fuhr jener fort, „und doch bist Du um nichts besser, als Dein verachteter Julius! Oder was denn ist der Unterschied zwischen Dir und mir? Ich handelte in schwarzen Sklaven, die in ihrer Unwissenheit ihr Loos nicht fühlen, weil sie die Güter des Lebens, nach denen wir uns sehnen, nie kennen lernten. Du predigtest den weißen Sklaven das Evangelium einer Freiheit, die ihnen nur Kummer bereitet, weil sie dennoch nie aufhören können Sklaven zu bleiben. Worin also unterscheiden wir uns? Ich machte Unglückliche nicht unglücklicher, und Du verdrehtest den Unglücklichen die Köpfe, daß sie ihre Armseligkeit erst recht fühlen lernten! Ich ließ der Menschheit ihren herkommlichen Gang und nahm nur meinen Antheil für mich zum Voraus; Du griffst in das Rad der Geschichte und quetschtest Deine Hand, ohne die Richtung seines Laufes ändern zu können! Oder was trug das Jahr achtundvierzig dem Erdtheil für Früchte? Hat es Deutschland freier und einiger gemacht? Herrscht Bonaparte's Neffe gelinder als Louis Philipp? Ist der Mann des zweiten December mit seinem Cayenne, der Mann, vor dem sich der Erdtheil beugt wie weiland der Grieche vor dem Orakel zu Delphi, ist er weniger

als ich ein Sklavenhändler, weil er sein Geschäft in größerem Maßstabe betreibt? Kann es überhaupt auf Erden etwas Anderes geben als drei Menschenklassen, nämlich: Sklavenhalter, Sklaven, und Thoren, die da wähnen, mit ihren Reden dieß Verhältniß ändern zu können?"

Balduin schaute den verwegenen Sprecher lange mit durchbohrenden Blicke an, ehe er entgegnete:

„Sieh in mein Gesicht und dann betrachte im Spiegel Deinen mit Pergament überzogenen Schädel! So viel strotzende Gesundheit Du hier erblickst, so viel ekliger Verwesungsstoff glotzt Dir dort entgegen. Ich will Dein Arzt nicht werden. Radotire fort, radotire, bis Du selbst Dich vollends in Deinen Sarg hinein radotirt haben wirst."

Ohne eine Antwort abzuwarten, entfernte sich Balduin. Astorga sah dem Scheidenden nicht nach. Seine Kräfte hatten ihn verlassen und auf den Boden zusammenbrechend stöhnte er:

„Vierzig Jahre der Trennung und zwanzig Jahre der Flucht waren noch zu kurz, um meine Spur verwischen zu können. Entdeckt, schon im ersten Augenblick, in dem ich mir endlich Ruhe gönnen und ein neues Leben beginnen wollte, entdeckt und entlarvt!"

Die Erschütterung dieses Auftritts warf ihn auf's

Krankenlager. Er fiberte heftig und erholte sich nur langsam.

„Fort", schrie er in seinen Träumen auf, „fort, wieder fort von hier! Einen andern Namen und einen andern Erdtheil für mich!"

Einunddreißigstes Kapitel.

Ein seltsamer Gast.

Offene Feindschaft hat wohl keine Noth;
Aber falsche Freundschaft ist der Tod.
J. Rist, Epigramme.

Astorga war noch nicht vollkommen genesen, als sich ein Fremder anmelden ließ und trotz der erfolgten Abweisung bis ins Krankenzimmer des neuen Herrn von Hochalm vordrang.

„Man muß den Patienten zwingen, wider Willen die rechte Arznei zu nehmen“, rief der Fremde, indeß er den Diener, welcher ihm den Eingang vertrat, mit starkem Arme bei Seite schleuderte, so daß dieser fast die Treppe hinunterpurzelte und dem unhöflichen Gast gern das Feld räumte. „Sennor Astorga, ich kenne den Sitz Euers Uebels und schwöre bei allen Teufeln

Euch zu, daß Ihr unter meiner Behandlung gesunden sollt, ehe der Mond sich zweimal um seine Achse dreht."

Astorga verkroch sich vor Schreck über den frechen Eindringling unter die Decke seines Bettes.

„Nur keine Angst!" fuhr dieser fort und näherte sich dem Kranken. „Ihr besitzt hier zu Lande keinen bessern Freund als mich, obgleich ich nicht behaupten will, daß wir uns schon gesehen hätten."

„Wer seid Ihr, der so den Frieden meines Hauses stört?" klang Astorga's zitternde Stimme unter der Decke hervor.

Der Fremde lachte und in dem Ton seiner Stimme lag etwas so unaussprechbar Boshaftes, als ob alle Dämonen des Abgrunds ihm sekundirten.

„Wer ich sei?" sagte er. „Holms, Lord Holms von England, ungefähr so wie Ihr, Sennor Astorga, Grand von Spanien zu sein scheint. Eigentlich habe ich mein Geschäft im Stillen gemacht und spreche nicht gern davon."

Astorga streckte seinen Kopf zur Decke hervor.

„Ihr seid also Sklavenhändler?" fragte er.

„Ja, Kamerad", lautete die Antwort. „Das Geschäft ging nicht schlecht und ich habe mein Schäfchen im Trocknen, wie Du das Deine."

Lord Holms, der sich auf so eigenthümliche Art

bei dem neuen Herrn von Hochalm einführte, mochte ein Mann von etwa sechszig Jahren sein. Seine Kleidung war die eines Gentlemans. Seine Gesichtsfarbe, an welcher augenscheinlich die Kunst viel nachgeholfen, schien den Vermuthungen über seine Abstammung einen weiten Spielraum zu öffnen. Er war weder roth noch braun, und dennoch ließ sich mit Bestimmtheit behaupten, daß er unmöglich der weißen Raçe angehören könne. Astorga betrachtete seinen Gast, dessen Auge unheimlich wie der Blick einer auf der Lauer liegenden Klapperschlange glitzerte, mit einem von Furcht und Neugierde gemischten Gefühle. Nach einer Weile begann er:

„Woher kennst Du mich und wie kommst Du hieher?“

„Woher ich Dich kenne?“ wiederholte Holms. „Vielleicht wäre ich nicht hier, wenn ich Dich schon früher gekannt hätte. Wie ich hieher komme? Auf meinen Füßen und in der Absicht, Deine nähere Bekanntschaft zu machen. Wir werden uns vielleicht mitsammen vertragen können. Ich treibe mich allein in der Welt umher. Das ist langweilig. Durch Zufall hörte ich Deinen Namen, und was man noch nebenbei von Dir erzählt, ließ mich gleich vermuthen, daß Du wohl von meinem Metier sein könntest. Da dachte ich

mir: zum Henker mit allen Bekanntschaften in diesem Schlaraffenland! Es läßt sich ja doch mit keinem europäischen Republikaner ein vernünftiges Wort sprechen. Und wenn man seine besten Gedanken immer für sich allein behalten soll, so wird man vor lauter Gedankenreichthum zuletzt krank, und die Krankheiten erzeugen im Gehirn allerlei wunderliche Grillen. Sieh, Kamerad, darum besuche ich Dich. Ich will Dir die Grillen vertreiben, dann wirst Du wieder gesund, denn Deine ganze Krankheit besteht nur aus Grillen."

„Aus Grillen", seufzte Astorga. „Hattest Du auch schon Gedanken, die Du nimmer los werden konntest?"

„Ja, wenn ich zu viel Wein trank und mit Kopfweh erwachte", spottete Holms lachend. „Tolles Zeug! Ich habe so viel gethan, als ein Mensch vermag. Dennoch reut mich nur Eines."

„Dieß Eine?"

„Daß ich aus einer Anwandlung von alberner Schwachheit gegen die schwarzen Hunde, über die ich gebot, manchmal Peitsche, Strick und Dolch zu sehr geschont habe."

In diesem Tone ging das Gespräch weiter fort. Holms entwickelte dabei eine noch immer steigende Frivolität der Gesinnung und eine so barbarisch rohe Gefühllosigkeit, daß wohl jeder andere Zuhörer vor diesem

unheimlichen Bösewicht zurückgeschauert wäre. Astorga aber fühlte sich mehr und mehr zu seinem Gaste hingezogen. Es war seit zwanzig Jahren das Erstemal, daß er wieder Jemanden von dem schwärmen hörte, was auch das Element seiner eigenen Vergangenheit gewesen. Ja, der Cynismus, mit welchem Holms Alles, was der Menschheit als heilig gilt, höhnisch in den Staub trat, erinnerte ihn lebhaft an den frivolen Geist seines Lieblingssohnes und er ließ seinen gesprächigen Gast nicht scheiden, ohne denselben zu baldiger Wiederholung des Besuches aufzufordern.

Holms kam fortan sehr oft und schien schon nach acht Tagen Astorga's unentbehrlicher Gesellschafter geworden zu sein. Wie einst auf Maurizio, so begann Astorga sich jetzt auf seinen neuen Freund zu stützen. Nochmal flackerte an dieser Krücke sein kranker Geist auf und wiegte sich für kurze Stunden in den Traum ein, daß er mit gesunden Flügeln hoch über dem Jammer des staubgeborenen Geschlechtes in seliger Unangreifbarkeit dahinschwebe. Holms, der unentbehrliche Grillenvertreiber, mußte endlich ganz zu ihm auf's Schloß ziehen. Er kam mit Sack und Pack, und das war nicht wenig, denn unter seinen Koffern befand sich einer, welcher voll von Gold und Staatspapieren stack. Wie hätte solch ein Koffer den letzten Rest von

Mißtrauen in Astorga's Seele, falls irgend eine verborgene Falte derselben noch Raum dazu bot, nicht gründlich beseitigen müßen? Schien es doch sein Schicksal zu sein, daß er selbst das unheimliche Glitzern in Holmt's Auge erst dann zu deuten begann, als die Deutung ihn nicht mehr retten, sondern nur die Schrecken seines Untergangs verdoppeln konnte!

Eines Abends saßen die zwei neuen Freunde in eifrigem Gespräche beisammen. Die Sonne war bereits untergegangen. Die aus dem Westen aufsteigenden Wolken und die schwüle Luft schienen das Nahen eines Ungewitters anzukünden. Bald brach ein heftiger Orkan los, so daß die Zinnen des Schloßes wankten. Das Zucken der Blitze leuchtete gespenstig durch das Dunkel, und das Krachen des Donners vermochte kaum mehr die brausenden Wogen des in seinen Tiefen aufgerüttelten See's zu übertönen. Es war eine schauerliche Scene der in rasende Empörung gerathenen Elemente.

Auch Orest Astorga schauerte, und klammerte sich ängstlich an seinen neuen Pylades.

„Bah, Kamerad", begann Holms und zog seinen Freund ans Fenster. „Dieß ist just die Nacht, die Dich durch einen kühnen Kaiserschnitt von aller Furcht gründlich heilen will."

„Mich, Holms?"

„Ja, Freundchen. Ich habe einen Plan, der in dieser Nacht ausgeführt werden soll. So lange außer mir Jemand weiß, daß Du lebst, verfolgt Dich Herzeleid. Drum mußt Du Schloß Hochalm in Deinen Sarkophag verwandeln und Dich noch heute für alle Welt begraben lassen."

„Holms!" stöhnte Astorga, sich in Verzweiflungsangst mit letzter Kraftanstrengung von dem unheimlichen Gaste loswindend.

Holms packte mit fester Hand sein Opfer wieder und fuhr fort: „Treib' keine Narrenpossen, Kamerad! Seit der gestrenge Doctor am See drunten Dich an Deiner Narbe erkannte und das Weib Deiner Jugendthorheit Dir wieder nahe kam, bist Du krank. Mit Recht! Wenn die rachsüchtige Xantippe oder Balduin Deinen Wohnort an den Schlächter Deines Sohnes verriethen, so wäre es um Dich geschehen."

„Wahr!" seufzte Astorga. „Und sie werden kaum schweigen."

„Ich vermuthe, daß sie bereits geplaudert", entgegnete Holms, der sich mit teuflischem Wohlgefallen an der Angst seines Opfers ergötzte.

Astorga warf sich dem Unheimlichen in die Arme. „So denke für mich! rette mich!" bat er mit erstickender Stimme.

„Höre denn! Ich ließ Werthpapiere, Diamanten und Gold bereits in den Reisewagen verpacken. Auch

die Pferde stehen schon gesattelt unten im Hofe. Wirf den Feuerbrand ins Schloß und flieh mit mir, ehe die auflodernde Flamme Leute herbeilockt. Dann wird es morgen heißen, wir beide lägen verbrannt unter Hochalm's Ruinen! So wirst Du endlich Deiner Vergangenheit los sein und ein neues Leben beginnen können."

„Werden meine Diener unsere Flucht nicht verrathen?" warf Astorga ein.

„Ich habe sie hinweg gesendet", erwiderte Holms grinsend. „Außer uns Beiden befindet sich kein menschliches Wesen mehr im Schlosse."

„Ach, ich besitze weder Willen noch Kraft", flüsterte Astorga kaum hörbar. „Handle für mich!"

Holms antwortete ihm nicht mehr. Wie ein heißhungriger Wolf sich auf seine Beute stürzt, so faßte er mit beiden Armen den ohnmächtig hingesunkenen Astorga und schleppte ihn hinunter in den bereit stehenden Reisewagen. Dann steckte er das im Erdgeschoß reichlich aufgespeicherte Brennmaterial in Flammen, schwang sich als Kutscher auf den Vordersitz des Wagens und trieb die Pferde an, daß sie in rasender Eile durch das Thor hinausjagten.

Niemand sah oder hörte diesen Vorfall. Die Finsterniß bedeckte die Flüchtlinge. Das Rollen des

Wagens wurde vom Brausen der Wellen und vom Toben des Sturmes übertönt.

Holms hatte mit seinem Opfer schon das nächste Thal erreicht und war spurlos durch einen Hohlweg verschwunden, als die Flammen zu den Fenstern des Schloßes herausschlugen. Vom heulenden Sturme angefacht, ergriff das Feuer mit riesiger Schnelle das ganze Gebäude. Bald glich Hochalm einem himmelanstrebenden Flammenmeer, das unter dem Drucke des Orkans sich wie eine mit tausend Zungen glitzernde Riesenschlange auf den See hinabbog und Land und Gewässer gräßlich beleuchtete.

Erschrocken eilten die Bewohner der benachbarten Dörfer herbei und starrten das schauerliche Schauspiel an. An Rettung war nicht mehr zu denken. Die Wuth des Orkans trotzte allen menschlichen Anstrengungen.

Als der nächste Morgen graute, war das stattliche Lustschloß nur noch eine rauchende Ruine. Allgemein nahm man an, der Blitz habe dort eingeschlagen und der Grand von Spanien sammt seinem Gaste aus England seien durch diesen Zufall verunglückt.

Das Schloß wurde nicht wieder aufgebaut und seine Ueberreste stehen noch am heutigen Tage unberührt auf dem Hügel am Ufer des romantischen Alp-

see's. Ein nicht ganz ausgebrannter Thurm, welchen das Feuer schwärzte, ist seltsamer Weise so zusammengestürzt, daß die noch stehenden Mauern aus der Ferne einem riesigen Mohren gleichen. So oft ein Sturm über die Gegend hinwüthet, erzeugt die sich in den Ruinen verfangende Luft ein eigenthümliches Seufzen nnd Stöhnen. Daher hat sich in den wenigen Jahren, welche seit jener Katastrophe verflossen sind, im Munde des Volkes mit der Ruine Hochalm eine Sage verflochten. Der letzte Besitzer des Schlosses, heißt es, brenne noch unter dem Schutte fort und lasse zur Geisterstunde seine klagende Stimme vernehmen.

Niemand trauerte um Astorga's Fall. Mathilde und Balduin wähnten im Brand des Schlosses die Hand der strafenden Gerechtigkeit des Himmels zu erkennen, die endlich jeden Frevler sicher zu treffen weiß. Sie ahnten weder, daß Dallmer entronnen sei, noch fiel ihnen ein, hinter seinem Begleiter etwas Anderes als einen in den überseeischen Besitzungen halb verwilderten Lord aus England zu vermuthen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der Held der Commune.

„Bereitet oder nicht zu gehen,
Er muß vor seinen Richter stehen."
Schiller, W. Tell.

Abermals waren mehrere Jahre verstrichen, Jahre voll ungeheurer Ereignisse. Die Physiognomie Europa's hatte sich inzwischen umgestaltet. Der tausendjährige Kampf des Romanismus gegen den Germanismus war durch den furchtbaren Krieg von eintausend achthundert siebenzig auf einundsiebenzig dem Abschlusse näher gerückt. Entkräftet ließ der gallische Hahn endlich seine Flügel sinken, der deutsche Aar stieg triumphirend auf, plötzlich eine ungeahnte Kraft entfaltend und dem fieberhaft durchbebten Erdtheil eine neue Aera des Friedens

verheißend. Erstaunt blickten die Völker selbst der entferntesten Zonen auf den im Herzen Europa's entbrannten Kampf; die Segenswünsche aller Guten begleiteten die Helden des neu erstandenen Reiches deutscher Nation auf ihrem Triumphzuge gegen das moderne Babel.

Schon hatte die Treue über den Verrath, die Freiheit über die Völkerknechtung, das Recht über die Willkür gesiegt. Der Friede zwischen Deutschland und Frankreich war abgeschlossen. Von den eroberten Zwingburgen herab betrachteten die Retter der Civilisation mit stolzer Ruhe das Chaos, in welchem die Ausgeburt und Kehrseite der gefallenen Tyrannei, sich selbst aufreibend, für den unter Pulverdampf und Blutströmen fortgeschwemmten Abgott zweier Jahrzehnte den Sarkophag meißelten.

Die Commune feierte in Babel's Stadthause eben ihre Orgien. Der Auswurf der Galeeren und der Zuchthäuser hatte dort das Scepter ergriffen und dictirte der Metropole des Luxus, welche in ihrer moralischen Verkommenheit sich so oft für die „heilige Ilios" und für den unantastbaren „Arm der Vorsehung" erklärt hatte, seine vandalischen Gesetze.

Unter den vielen zweifelhaften Trabanten dieser ephemeren „Volksbeglücker" bemerkte man in den

Schlupfwinkeln der Faubourg St. Antonie auch zwei Gestalten von unbestimmbarer Herkunft: ein den Mumien gleichendes Beingerippe mit pergamentgelber Haut, und einen Greis, in dessen aschgrauem Gesichte zwei unstete Augen dämonisch glitzerten. Beiden warfen Gold, schwere Haufen Gold unter die tobende Menge. Der zahnlosen Mundhöhle des pergamentgelben Gerippes entschlüpfte dabei manchmal ein stiller Seufzer, indeß der Greis mit dem dämonisch glitzernden Augenpaar sich unter den Wüthenden als einer der Wüthendsten geberdete und mit teuflicher Lust den Pöbel zum Werke der Zerstörung reizte.

„Die Welt geht unter", flüsterte das Beingerippe zu seinem Begleiter, als Beide für einen Augenblick unbeachtet waren. „Ja unter, Holms! Und wir, die Verehrer und Nachahmer Napoleon's, wir füttern die Ungeheuer noch, welche allen Besitz vernichten."

„Thorheit," hohnlachte Holms. „Mit den Hunden muß man heulen. Das ist in solcher Zeit der einzige Weg zur Rettung. Gib acht, wie bald diese Bestien sich unter sich selbst aufgefressen haben werden. Dann kommt der Umschwung und die Welt fällt uns, wie im Herbst der reife Apfel vom Baum, aufs neue in den Schooß. Drum juble und schüre mit mir den allgemeinen Brand! Je toller, desto besser. Ich sage

Dir: ehe zwei Monate vergehen, kannst Du Dich ohne Furcht wieder Astorga, Grand von Spanien, oder, wenn Du willst, sogar Dallmer nennen. Man wird dann sagen: Die Menschheit braucht solche Käuze, und Sklavenzüchterei ist die einzig weise Philosophie unter der Sonne."

Dallmavi schüttelte ungläubig seinen haarlosen Schädel. Der Schmerz über die riesigen Geldopfer überwog in ihm die unsichern Hoffnungen des Begleiters, vor dessen Sophistik ihm schon längst graute, obwohl er sich seinen Banden nicht mehr zu entziehen vermochte.

Indeß verstrich Woche auf Woche in wüstem Rausch. Schwer und schwerer sank die Hand der rächenden Vergelterin auf das leichtfertige Paris nieder. Tag und Nacht erbebte die Erde vom Donner der Kanonen, durchschwirrten mörderische Geschosse die Luft, hier Tod, dort Brand auf Schuldlose wie auf Schuldbeladene schleudernd. Mehr und mehr verwandelten sich die Lusthallen der modernen Sybariten in Todtengewölbe oder in Schutthaufen. Kein Stand war mehr des Lebens, keine Gesinnungstüchtigkeit vor Verfolgung sicher; keine Mauer schien mehr stark genug zu sein, um den Kugeln zu trotzen, welche von Freund und Feind mit gleicher Wuth gegen sie abgeschossen

wurden. Der Unsinn führte den Feldherrnstab; die Verzweiflung gehorchte seinem Commando. Selbst den Muthigsten sank das Herz; Entsetzen stand auf allen Gesichtern.

Endlich schien die Stunde der Erlösung zu nahen. Auf leichenbesätem Pfad hatte sich die Armee der gesetzlichen Gewalt den Eintritt in die geängstigte Stadt erstritten. Um so furchtbarer wüthete das letzte Gemetzel jetzt in den Straßen. Je näher der unvermeidliche Tod an die Rebellen heranrückte, desto teuflischer wurden sie in Wahl der Waffen. War ihre Fahne nicht bestimmt zu siegen, so sollte das verführerische Babel zugleich mit ihnen untergehen und ihr Leichenstein aus einer Trümmerwüste bestehen, vor welcher das Jahrhundert zurückbebt, trauernd über die versunkene Herrlichkeit und schaudernd vor der Tücke des verworfenen Geschlechtes.

Plötzlich verpestete ekler Schwefeldunst die Luft. Die Schaar der Mordbrenner hatte ihr trauriges Handwerk begonnen. Schon züngelte aus mehr als hundert Palästen und Häusern die vernichtende Flamme hervor und thürmte sich bald zu Feuerbergen auf, die wilden Kämpfer auf den Straßen gräßlich beleuchtend, — eine schaudervolle Todtenfackel für die Tausende,

die noch unbegraben auf dem Pflaster lagen oder eben ihren letzten Seufzer ausstöhnten.

Niemand that der Wuth des entfesselten Elementes Einhalt. Wer löschen wollte, fiel unter den Streichen der Mordbrenner oder durch die Kugeln der siegreich vorrückenden Befreiungsarmee. Die letzte Stunde der Commune schien auch die letzte werden zu wollen für das leichtfertige Babel, das sich zum Schauplatze ihrer Thaten hergegeben hatte.

Noch stand der Kaiserpalast, der herrliche Koloß der Tuilerien, unversehrt da. Von seinen ursprünglichen Bewohnern längst verlassen und unter den Männern der Schreckensherrschaft spottweise als „Haus zum Vermiethen" angezeichnet, herrschte in seinem Innern eine Oede und Stille, die zum betäubenden Lärm der brennenden Stadt seltsam contrastirte. Nur zwei Gestalten irrten in den weiten Räumen hin und her, die eine scheu und furchtsam um sich blickend, die andere mit verächtlicher Miene die verlassene Herrlichkeit betrachtend. Es war, als ob sie etwas suchten und nicht finden könnten. Wer die zwei Wanderer beobachtet hätte und nicht frei von Aberglauben gewesen wäre, der hätte wohl wähnen mögen, daß hier der Geist der Napoleoniden und ihr rächender Dämon in unnatürlichem Freundschaftsbunde umherirrten. Beide

hatten menschenähnliches Aussehen, und waren doch furchtbar anzuschauen wie zwei Wesen aus dem Todtenreiche, die sich nicht mehr in die Körperumhüllung hineinzufinden vermögen. Auf Beiden prägte sich eine Leidenschaft aus, welche das Maaß des Gewöhnlichen überstieg: das Gesicht des Einen war durch Angst, das des Andern durch Hohn bis zur Fratze verzerrt.

Im Pavillon Marsan bleiben die beiden unheimlichen Gestalten vor einer geöffneten Thüre stehen.

„Endlich gefunden", begann die eine Gestalt, in welcher der Leser den Lord Holms bereits erkannt haben wird. „In dieß Gemach pflegte sich Napoleon zurückzuziehen, wenn sein Hirn irgend einen von den mannigfachen Plänen ausbrütete, mit welchen er später die erschreckte Menschheit zu überraschen gedachte. Tritt ein! Versuchen auch wir, ob nicht sein hier nachtwandelndes Genie uns einen Ausweg zur Rettung finden läßt!"

„Mich fröstelt", entgegnete die andere Gestalt, die keine geringere als Dallmer war. „Der Weg über diese Schwelle kommt mir vor wie der letzte Schritt zum Galgen! Denn hier entstand auch der Plan, welcher zum Bankerott von Sedan führte."

„Narrenpossen!" herrschte Holms und schob seinen Gefährten mit kräftiger Hand in das Gemach hinein.

Die Räumlichkeit glich keinem kaiserlichen Buen Retiro. Auf dem Parquetboden herum zerstreut lagen die Scherben des herabgestürzten Kronleuchters. Sopha und Stühle waren zum Theil zertrümmert. In einer Ecke befand sich ein Ruhebett in vollster Unordnung. Neben demselben bemerkte man ein Bündel Garngespinnst, das eine Art von Strickleiter zu sein schien. In der Mitte lagen zwei Fässer, welche einen widrigen Petroleumgeruch verbreiteten. Die Feuersäulen der brennenden Stadt warfen durch die hohen Fenster herein auf diese Gegenstände ein unstetes Halblicht, durch welches das Gemach ein noch beängstigenderes Colorit erhielt, als die undurchdringlichste Finsterniß je zu erzeugen vermocht hätte.

Draußen rückte der Straßenkampf näher und näher. Schon hörte man neben dem immer furchtbarer dröhnenden Donner der Kanonen das Geschrei der Flüchtigen und das Stöhnen der Verwundeten.

Dallmer schauerte und klammerte sich krampfhaft an seinen Begleiter.

„Bah!“ begann Holms und schob seinen Freund auf das Ruhebett. „Nur jetzt keine Komödie! Jedes Uebel läßt sich durch sich selbst bannen, namentlich die Furcht.“

„Wenn Du mich von meiner Furcht erlösen könntest,

Holms!" stotterte Dallmavi und steckte seinen Kopf in die Kissen des Ruhebettes hinein. „Solch ein Aufruhr der Menschheit wirft alle Grundsätze über den Haufen. Oder ist's Dir nicht auch, als ob aus dieser mit dem Toben der Elemente verbündeten Empörung heraus ein unsichtbarer Lenker zürnend flüstere: Ihr müßt doch zuletzt mir Rechenschaft geben von all Euern Thaten?"

Holms lachte, und wieder klang sein Ton so unaussprechbar boshaft, als ob alle Dämonen des Abgrunds ihm sekundirten.

„Ammenmährchen!" höhnte er. „Bist Du nicht wie der Vogel Strauß, welcher der Kugel des Jägers entschlüpft zu sein wähnt, wenn er nur den Schnabel in seine eignen Federn steckt? Laufe außer Schußweite, dann bist Du sicher!"

„Du verspottest mich, Holms!"

„Ja, um Dich zu kuriren, Freundchen. Faße den Gegenstand Deiner Angst fest ins Auge, dann verbleicht er und Du bist genesen."

„Wie kann man das, Holms?"

„Es ist freilich nicht Jedermanns Sache, aber Du mußt es versuchen. Sieh, so oft mich der Teufel der Dummheit plagen will, male ich mir die schauerlichste Geschichte vor, die je ein phantastisches Hirn auszubrüten vermochte. Dann läßt der Contrast plötz-

lich vor meinem Blicke die Wirklichkeit lichthell erscheinen und der Humorist in mir gewinnt die Oberhand. Ich will Dir eine Geschichte erzählen, die mir noch stets durch dick und dünn geholfen."

„Ums Himmelswillen, Holms, jetzt keine Geschichte!"

„Du mußt hören, Freundchen, Du mußt! Ich bin Dein Arzt und lasse Dich nicht aus. Die Geschichte spielt in Bengalen und begann vor etwas mehr als vierzig Jahren. Kanut, ein Genie, dem weder Gott noch Teufel etwas galt, kaufte ein Sklavenpärchen, Hingo und Manga. Das Pärchen war, ich weiß nicht nach welchem Ritus, getraut. Seine Ehe galt nach bengalischem Gesetz für unauflösbar und Kanut hatte, als er das Pärchen erhandelt, die Pflicht übernommen dieß Ehegesetz zu achten. Noch am Tage des Kaufes aber brach Kanut seine Pflicht, und das mit Recht, denn er wollte nur die Manga als Wärterin für sein eigenes Weib Kanubia behalten und Hingo's Wiederverkauf trug ihm die volle Summe ein, die er eben für Beide bezahlt hatte. Es war also ein vernünftiges Geschäft. Hingo sah jedoch dieß nicht ein und war so unvernünftig, den klugen Kanut um sein Recht zu bitten. Kanut hörte ihn ruhig an und fällte dann, wie sich's für ein Genie ziemt, den salomonischen Ur-

theilsspruch: „„So viele Stockstreiche auf Deinen Leib, als Dein übermüthiger Vortrag mir kostbare Sekunden geraubt!““ So geschah es. Bald lag Hingo mit zerfleichtem Rücken halbtodt am Boden. Ehe sein jammerndes Weib von ihm gerissen wurde, thaten Beide heimlich ich weiß nicht was für einen Schwur. Dann kam Manga als Wärterin zu Kanut's Weib Kanubia, und Mingo gerieth, ich weiß nicht durch welchen Zufall, in den Besitz eines gewissen Sabbido, welcher damals als Kanut's grimmigster Todfeind galt.“

„Die Geschichte ist alltäglich und beginnt mich zu langweilen“, fiel Dallmer ein.

„Das ist schon der Anfang Deiner Krisis“, entgegnete Holms grinsend und sein Auge glitzerte unheimlich auf. „Höre nur weiter! Nach vielen Jahren versöhnte sich Kanut plötzlich mit seinem Todfeind Sabiddo und empfing ihn als Gast in seinem Hause. In derselben Nacht aber, da dieß geschah, wurde Sabbido ermordet und seine auf Millionen geschätzte Kasse entwendet. Der Verdacht des Raubmordes fiel auf Kanut und um dessen Glücksstern war es fortan geschehen. Niemand dachte daran, daß Mingo aus Rache gerade zu diesem Moment das doppelte Verbrechen begangen haben könnte, und so entrann der muthige Sklave den Verfolgern. Er änderte sein Kleid und seine Farbe,

und war fortan ein gemachter Mann, denn ein Dolchstoß hatte ihm über Nacht Freiheit und Reichthum eingetragen."

Dallmer sah den Erzähler ängstlich an und schien mit jedem Augenblick unruhiger zu werden. Dieser fuhr fort:

„Nicht war, die Geschichte bekommt Schliff und Humor? Höre nur ruhig zu Ende! Während Mingo sich so rettete, hatte auch sein Weib Manga nicht gefeiert. Blicken wir nochmal zurück in die Zeit, da Manga in Kanut's Haus eintrat! Wenige Wochen nachher hatte sie ein Mädchen geboren, just an demselben Tage, an welchem auch Kanut's Weib Kanubia ein Töchterchen zur Welt brachte. Manga verwechselte die Säuglinge und Kanut merkte den Betrug nicht. So wuchs Kanut's Kind als Sklavin, und die Tochter des Sklaven als Kanut's Erbin auf. Jenes wurde weiß, diese blieb braun. Kanut ärgerte sich über die schöne Farbe der Sklavin, und in einem Anfalle von Wuth erdolchte er sie, — erdolchte sein eigenes Kind und gab, mit einer Mitgift von zehn Millionen, das Kind des Sklaven als seine eigene Tochter einem Pflanzer aus dem Süden zur Frau!"

Dallmer starrte mit einem Blick, in dem ein un-

beschreibbarer Ausdruck höllischer Folterqualen lag, regungslos auf den Erzähler.

„Und diese Geschichte“, wagte er kaum hörbar zu flüstern, „sie ereignete sich — wo?“

„In Bengalen“, antwortete Holms kalt. „Seit der Vermählung des Sklavenkindes mit den reichen Pflanzer mögen wohl etwas über fünfundzwanzig Jahre verflossen sein. Beide leben noch und sind glücklich. Aber höre mich ohne Unterbrechung weiter an! — Kanut führte in eigener Person die Braut dem Bräutigam zu. In dem Zuge befand sich auch die Sklavin Manga, Hingo's kluges Weib. Hingo wollte diese Gelegenheit zu Manga's Befreiung benützen. Ein Schuß sollte den Brautzug in Verwirrung bringen und die Flucht ermöglichen. Die Kugel aber traf so unglücklich, daß sie Hingo's Weib todt zu Boden streckte. Der Schmerz des Gatten, der so wider Willen der Mörder seines eigenen Weibes geworden war, entzieht sich jeder Beschreibung. Mingo weihte sich im Blute der Erschlagenen zum letzten Acte seiner Sendung, denn noch war die Rache nicht vollendet, noch war Kanut nicht elend genug geworden, noch besaß er einen Sohn, der ihm über Alles im Himmel und auf Erden galt. Mingo lockte den Sohn in seine Schlingen, und sendete dann dessen in Stücke zerrissenen Körper dem Vater zu:

„„Ungeheuer, Dein Stamm ist vertilgt auf Erden, und die Hand, die dieß vollbracht, wird auch Dich erreichen, sobald Deine Stunde schägt.““

Dallmer sank mit einem markerschütternden Schrei auf das Ruhebett zurück und verhüllte stöhnend sein Gesicht. Holms fuhr fort:

„Armensünders Angst erdrückte den Vater, als er dieß sah und las. Die Qualen einer zehnfachen Hölle in der eigenen Brust mit sich fortschleppend, keuchte er bei Nacht und Nebel hinaus in die weite Welt, warf Stand und Namen von sich und jagte ruhelos von Land zu Land, um seinen unsichtbaren Rächern zu entfliehen. Doch umsonst! Mingo folgte ihm auf den Fersen nach. Kanut wechselte Nationalität und Dienerschaft. Mingo aber spielte ihm eine seiner eigenen Creaturen als Leiblakai zu und hielt ihn so am Stricke fest, den er jeden Augenblick zuschnüren konnte. Endlich, nach zwanzigjähriger Flucht ohne Rast und Ruhe, wähnte Kanut der Spur seines Verfolgers entronnen zu sein. Er machte Halt in einem romantischen Thal und kaufte sich ein Schloß, um darin neu aufzuathmen. Doch ehe er durch die Pforte eintrat, stand auch Mingo als unsichtbarer Wächter schon unter derselben. Kanut erkrankte. Da besorgte Mingo, ein sanfter Todesengel könnte ihm sein Opfer entführen. Daher

erschien er jetzt unter erdichtetem Namen als Kamerad endlich in sichtbarer Gestalt am Lager des Kranken, heuchelte die dämonisch herzlose Rolle des Sohnes und gewann dadurch Kanut's Freundschaft. Kanut, der Feigling, klammerte sich an ihn, wie der Krüppel sich an die Krücke klammert, auf der er noch mühsam vorwärts keucht. Wirklich erholte sein Geist sich scheinbar an dieser Krücke. Er verbrannte auf Mingo's Rath sein eignes Lieblingsschloß und ließ sich unter neuen Qualen nochmal zehn Jahre lang ruhelos von Land zu Land schleppen. Da, in einer schauerlichen Mordnacht, ging plötzlich die Krücke in Trümmer. Mingo streifte die Maske ab und packte sein Opfer an der Kehle: Scheusal, Dein Stündchen hat geschlagen!"

„Penno!" heulte Dallmer und die Verzweiflungsangst trieb seine beiden Augen weit aus ihren tiefen Höhlen hervor, daß sie fast wie zwei glotzende Thränen über die gelben Wangen herabhingen.

„Ja, Penno", lachte Holms dämonisch auf, „Penno, der armselige Sklave, der sein Geschlecht an Dir rächte! Penno, der Dir auch die letzte Wohlthat, die Wohlthat eines natürlichen Todes raubt, indem er Dich noch heute bei lebendigem Leib verbrennen wird."

„Teufel!" fuhr Dallmer auf und wollte seinen Gegner zu Boden werfen. Penno aber schleuderte ihn

mit wuchtigem Arm zurück, daß er wie ein weggeblasener Flaum durch das Zimmer flog und stöhnend in einer Ecke niedersank.

„Wagst Du Dich an meine Kraft, erbärmliches Knochengerippe?“

„Zu Hülfe!“ schrie Dallmer mit kläglich stöhnendem Organ. „Mörder! Zu Hülfe, Diener der Gerechtigkeit! Zu Hülfe!“

„Schrei so laut Du willst!“ höhnte Penno. „Dein Kreischen übertönt die Sprache der rächenden Gottheit nicht.“

Er band Dallmer, der sich vergebens sträubte, mit dem neben ihm liegenden Garngespinnst an Händen und Füßen und zog sein Opfer durch den Ring, welcher für den Kronleuchter an der Decke befestigt war, in die Höhe, so daß er mitten im Gemach zappelnd in der Luft schwebte.

Dann faltete er seine beiden Hände und stand dem Sklavenhändler, der sich unter Schmerzen in den Lüften krümmte, ruhig gegenüber, ein betender Teufel:

„Unsichtbarer, ewiger Geist des Weltalls, der Du das Unbegreifliche geschehen läßt unter Deinen Geschöpfen! Wenn Du das Flehen eines blutbefleckten Räubers erhören magst, so sende jedem Tyrannen des Erdballs einen Rächer wie mich! Dann wird endlich

Ruhe und Glück einkehren können unter der armen geknechteten Menschheit."

Nachdem Penno dieß Gebet gesprochen, stieß er den mit Petroleum gefüllten Fässern die Zapfen aus und steckte sie in Brand. Dann eilte er in den Corridor zurück, um rasch in's Freie zu entrinnen.

Es war zu spät! Seine Helfershelfer hatten inzwischen nicht gefeiert. Alle Ausgänge nach unten glichen bereits einem undurchdringlichen Feuerherd.

Schon von Flammen umzingelt, eilte Penno die Treppen hinan, um auf den Zinnen des Pavillons einen Ausweg ins Hauptgebäude zu suchen.

Auch dieß war zu spät! Er sah bald vor und hinter sich nur noch ein undurchdringliches Flammenmeer und wurde sammt seinem Opfer endlich von demselben verschlungen.

Der Brand der Tuilerien leuchtete zu den letzten Stunden des Kampfes, welchen die Rebellion gegen die gesetzliche Gewalt führte.

Noch kreuzten sich in den Lüften die Wurfgeschosse wie losgelassene Höllengeister, noch erschütterten die Donnerschläge auffliegender Minen, weithin Verderben ausspeiend, die Erde, noch bildete das Geheul der schreckerfüllten Menge und das Knattern der Gewehre eine schauerliche Trauermusik zu der Tragödie, in

welcher die entmenschten Verbrecher eben in buntem Gemisch mit schuldlosen Opfern der Verhältnisse die Qualen eines unnatürlichen Todes erlitten.

Dann wurde es allmählich still und stiller. Die Tobsucht der Rasenden war durch den Mißbrauch ihrer eigenen Macht endlich gebrochen.

Als der nächste Morgen graute, zählte man im Kalender den 26. Mai 1871. Die Herrschaft der Commune war zu Ende. Selbst der Himmel hatte sich aus Entrüstung über die Greuel, welche verübt worden waren, in düstere Wolken gehüllt und schüttete jetzt gnädig sein Regenbäche hernieder auf die glimmenden Brandstätten, um den noch unzerstörten Theil von Paris entweder für ein besseres Geschlecht zu retten oder das moderne Babel durch langsameren Tod enden zu lassen.

Die Welt aber schritt, nachdem sie ihren Abscheu über die ungeheuerlichen Verbrechen ausgedrückt, wieder zur Tagesordnung vor, und überließ den Gesetzgebern von Versailles sowohl die Bewunderung der verübten Heldenthaten als auch die Sorge um Frankreichs künftiges Loos.

Wenden wir, um mit einem erfreulichen Bilde abzuschließen, unsern Blick noch einmal auf die Personen, die wir am Ufer des romantischen Alpsees zurückgelassen haben.

Balduin und Mathilde leben noch. Daher muß es einer spätern Zeit überlassen bleiben, ihre wahren Namen, sowie den Dallmer's, ans Tageslicht hervorzuziehen. Balduin, jetzt ein Greis von mehr als achtzig Jahren, hat sich endlich in Ruhestand gesetzt und verläßt nur selten mehr den bequemen Lehnstuhl. Sein Geist aber blieb frisch und lebendig und er schildert noch heute den ihn bereits munter umkreisenden Enkeln die Segnungen einer nahenden Zukunft, die als gereifte Früchte aus dem letzten großen Kriege hervorwachsen und schöner sein werden, als die Vergangenheit war, in welcher er gelebt und gewirkt. Mathilde, jetzt ebenfalls eine hochbetagte Matrone, macht sich in der Umgegend durch ihren Wohlthätigkeitssinn bei merklich und gilt als eine Mutter der Armen. Die Villa, die sie am Ufer des Alpsees neben dem riesigen Mohren noch heutigen Tages bewohnt, heißt im Munde des Volkes schlechtweg „der reizende Wittwensitz."

Ende.

Druck von Richard Schmidt in Neubnitz-Leipzig

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.



Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.